

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
1898	421
In der Duna. Von Luise Fausch	436
Wie es wurde. Vom Fürsten Friedrich Frede	438
Renoir. Von Julius Meier-Graefe	445
Keupen. Von Barth, Seemann, Bernisch	455
Weiße Kohle. Von Laban	457

Nachdruck verboten.

Er erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

· 1908.

Die Hypotheken-Abteilung des
Bankhauses Carl Neuberger,
 Kommanditgesellschaft auf Aktien
Kapital: 5 Millionen Mark.
 Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekariachen
 Beleihung zu zeitgemässen Zinsfussen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber
 völlig kostenfrei

9-4 Uhr.

SCHWARZBURG Beste Pension * * * *
 Großstädtischer Komfort
 Tennis, Schwimmbad * **Weisser Hirsch**
 Bürgerliche Preise * *

Ostseebad Georgenswalde Saml. Steilküste, Post, Tel.
 Bauschen, ruhiger vornehm.
 Erholungsort, Wald, solide
 Preise. Näh. Badeverwaltung

Hamburg. **HOTEL ESPLANADE**
 Am Dammtor-Bahnhof.
Zimmer mit Bädern.
 Carlton Ritz Restaurant.
 Neu eröffnet.

Neues Schauspielhaus **Grand Hotel Excelsior**
 Nollendorplatz Anhalter Bahnhof
Erstklassige Wein- u. Bierrestaurants

Hamburg. **HAMBURGER HOF**
 Weltbekanntes Haus. Herrliche Lage a. d. Alster
 Zimmer mit Bad, W. C. u. laufend. Wasser.
Feine Französische Küche
 Gänzlich renoviert **Neue Direktion.**

**Aus dem Nachlass
 eines katholischen Priesters**

Gedichte von **Stefan Rónay**

2. Auflage Geb. 3 Mark

Was wird das
 Consistorium dazu sagen?
 (Heimgarten)

Cherchez la femme!
 (Oesterr. Literaturblatt)

Verlag von Alfred Janssen in Hamburg.



Berlin, den 20. Juni 1908.

1888.

Fünftehnter Juni 1888. Heiß brennt die Sonne. Ueber der Kuppel des Schlosses Friedrichskron funkelt die von den Grazien (den trois cotillons Frigens) gehaltene Preußenkrone. Bei Charlottenhof welkt leise schon die Pracht der Rosen und Kletterröschen und aus den Parkwiesen zwischen Römerbad und Hippodrom steigt der Hochsommerduft. Kein Wölkchen am Himmel; einer glänzenden Glocke gleicht er, unter deren weißlichem Blau Alles blüht und glüht. Der Morgen war herrlich; Thau in den Gräsern, die Wipfel in sanfter Bewegung und aus dem Grün ringsum ein zärtliches, hungri- ges Vogelgeschwätz. Nun dröhnt die Sonne, der Parksängerchor hockt schwei- gend im Nest und starr hängen, wie leblos, die Blätter. Des Schlosses Fen- ster leuchten und spiegeln den Goldstrahl des himmelan steigenden Lichtes, den bläulichen Glanz der Luftglocke. Tiefe Stille. Ein Kaiser stirbt. Neun Tage ist's her, seit das Havelvölk ihn zum letzten Mal sah. Seit in der blan- ken Kirche des Dorfes Alt-Geltow die Frau ihn von der Orgel den Choral hören ließ: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren!“ Stumm war er, mit dem Silberröhrchen im wunden Hals, am Saum des Wildparkes hin- gefahren; ein fahler, hagerer, wie unter Winternöth plötzlich ergreifter Held, dessen Auge die Kraft zum Blicken fast schon verloren hat. Stumm sah er zwischen den stummen, bekümmerten Kindern, neigte das vergilbte, durch- furchte Antlitz erdwärts und faltete über dem Waffentrock fromm die Hände. Dann ins Schloß zurück. Hinter ihm, wie schwarze Schatten, die korrekt ge- kleideten englischen Aerzte mit den Reverendgesichtern in der offenen Hof-

lutische. Letzte Fahrt. Noch einmal schien Hoffnung zu winken. Der Frau, den Kindern, dem mitleidenden Volk. Doch der dunkel verschleierte Blick des Sir Morell Mackenzie kündete keinen Trost; die dünnen Lippen des Arztes, dem die Aufgabe gestellt war, den Mann zu erhalten, bis die Frau Kaiserin hieß, öffneten sich nicht mehr zu beglückendem Spruch. Am vierzehnten Junitag war König Oskar von Schweden zu Besuch gekommen. Noch einmal hatte Friedrich sich königlich, kriegerisch geschmückt. Er liebte den Prunk, die sichtbaren Zeichen der Gewalt, die sein schwankendes Gemüth nie aus eigener Kraft überrennte. In dem Bogesentooß Petersboach hat er, nach dem Tag von Wöls, sich festlich zurechtgemacht, um mit Gustav Freitag die Kaiserfrage zu erörtern: „Den Generalsmantel so umgelegt, daß er wie ein Königsmantel seine hohe Gestalt umfloß, und um den Hals die goldene Kette des Hohenzollernordens geschlungen, die er doch sonst in der Ruhe des Lagers nicht zu tragen pflegte; offenbar hatte er, erfüllt von der Bedeutung, die der Kaisergedanke für ihn hatte, auch sein Aeußeres der Unterredung angepaßt.“ Soll Herr Oskar hier einen Lazarus im Spitalkittel sehen? Den Paraderock der Pasewalker Kürassiere her; Helm, Orden, Orangeband, Wallasch. Ein König steht vor dem König. Zu kurzem Gruß. Mit feuchtem Blick verläßt der Schwede den Marmoraal. Unterm Abendhimmel schleichen schlimme Gerüchte durch die Communs in den Park und hinaus in die Menschheit, die Berufspflicht, Theilnahme, Neugier hergeführt hat. Das Ende ist nah. Tage lang schon kampirt ein Schreiberhäuflein in den Herbergen am Wildparkgatter. Deutsche, Briten, Franzosen, Yankee, Russen. Jetzt taucht ihres Ruhens Ziel auf und von den Brotherrn kommt die Weisung: Nachdienst! Im engen Wartesaal der Wildparkstation werden Zufallsfreundschaften geschlossen, Bowlingläser geleert, Großthaten der Reportage gerühmt. Einer hat sich, um über einen Fürstenempfang, trotz der Absperrung, berichten zu können, als Bahnhofskellner verummmt und einem Ceremonienmeister artig Kaffee servirt. Ein Anderer, trotz der Abstammung von Sem, als Domchoränger sich in den Palast geschmuggelt. Die Stunden verstreichen. Nach Zwei wirds schon wieder hell. Draußen rührt sich nichts. In den Communs ist die Ordre gegeben, jeden lauten Ton zu meiden; und die Wache, die zur Ablösung über den Klinkernhof marschirt, scheint, wie im Schnee oder auf moosigem Boden, zu schlurven. Ohr und Auge vernehmen nichts. Der Tag ist ohne Nutzen herangewacht. Nun regt sich. Wagen, Radfahrer; Kömmlinge aus Berlin. Am Floraportal staut sich die Schaar. Noch immer nicht viel zu schauen. Ein Lafai, eine Ordonnanz, Hin und Her vor der Gärtnerlehranstalt. Niemand weiß

Bestimmtes. Jedernur, daß es schlecht steht. Ein Engländer, der bei Mackenzie war, wird umringt; zerhaut unter dem Schnurrbart ein paar Worte und geht in ruhigem Trab aufs Telegraphenamt. Roma? Noch ist die Fahne nicht gesunken. Aber Zeit zur Bereitung für den letzten Dienst. Der Kanzler, heißt's, ist gekommen. Von Sanssouci her? Sonst müßten wir ihn gesehen haben. Prinz Wilhelm soll abends gar nicht ins Marmorpalais heimgekehrt sein. Wie telegraphirt man am Besten? Das kleine Wildparkamt wird überlastet sein; auch, sagen die Routiers, gehen die Staatsdepeſchen vor. Ins potsdamer Postamt am Wilhelmsplatz? Da bleibt auch Alles liegen. Mit dem nächsten Zug nach Berlin und selbst die Nachricht bringen: noch das Sicherste. Jeder will seiner Zeitung den Ruhm des frühesten Extrablattes sichern. Das plaudert, notirt, frühstückt, fragt den Posten, trocknet den Schweiß, denkt der Fron und des Ladels, wenn ein Anderer mit der gefürchteten, ersehnten Post zuvorkäme. Heiß brennt die Sonne. Jetzt eines Mädchens schluchzender Schrei: „Die Fahne!“ Von der Spitze ist sie gesunken. Der Kaiser ist tot.

Rasch entströhnt sich das Menschengeläuel. Die Eifernden haben vergessen, daß nach Minuten auch auf dem berliner Schloß die Fahne von der Spitze des Schaftes herabsinken, die Todesbotschaft längst also bekannt sein wird, wenn ihr Mund sie meldet, und jagen hastig dem Bahnhof zu. Nur eine spärliche Schaar harret noch am Floraportal. Blickt aus thränendem oder trockenem Auge auf die Burpurstandarte, deren Sinken das Ende eines Traumes angezeigt hat, und achtet kaum des seltsamen Schauspieles, das nun beginnt. Reiter sprengen heran, Schutzmannschaft, zu Fuß und zu Pferd, ist jäh aus dem Boden gewachsen. Wird nur dieses Portal bewacht? Um die ungehinderte Einfahrt der ersten Trauergäste zu sichern? Nein: an der Maulbeerallee, bei der Drangerie, am Mühlenberg, beim Obelisken, in Charlottenhof wimmelt's am Gitter, an jedem Eingang von bewaffneten Reitern. Das Totenhaus ist dicht umzingelt. Warum? Was geschieht da drinnen? Die Unruhe brütet aus den erhitzten Hirnen Gerüchte, die aberwitzig klingen. Die Kaiserin-Witwe verhaftet! Ueberall wird nach Papieren gesucht, die für die londoner Archive bestimmt sind. Noch in dieser Stunde wird Mackenzie vor ein aus deutschen Aerzten gebildetes Ehrengericht gestellt. Robert von Puttkamer, den, unter Judenthums einfluß, Friedrich am achten Juni aus dem Ministeramt weggeschickt hat, ist im Schloß und von Wilhelm, vor des Vaters kaum erkaltetem Leib, wieder zum Vicepräsidenten des Staatsministeriums ernannt worden. Das schlüpft durch die Spaliere; viresque acquirit eundo. Schrumpft in der Bluth aber auch schnell. Verhaftet ist Victoria nicht. Sie kann sich frei bewegen. Darf

nur nicht an die Papiere des Mannes rühren. Und denkt wohl des Februartages, da sie, just vor dreißig Jahren, neben der blühenden Heldenhülle des sanften Gemahles in die Preußensresidenz einzog und der stärkste Sänger der Mark ihr entgegenjubelte: „Oft wohl durch unsre Thore, nach nie gesuchtem Krieg, zog ein im Waffenchor der allerschönste Sieg; doch was uns je beschieden, heut ist es schöner da: In Segen und in Frieden kamst Du, Victoria!“ Vorbei. Einer Hoffnung Witwe. Und von Mißtrauen umdräut. Will sie der Mutter, dem Bruder wichtige Dokumente in Verwahrung geben? Kein Blatt darf heraus, kein Zettel: hat der neue Kaiser befohlen. Der Kanzler muß dem Sohn zureden, nicht durch den Schein eines Druckes, einer Stubengefangenschaft das Weh dieser furchtbaren Stunde noch zu mehren; kann die Umzingelung des Totenhauses aber nicht hindern. Auch nicht, daß der britische Arzt rauh angefaßt wird. Koch unter der Mittagssonne muß er vor Kaiser und Kanzler Rede stehen. Wie ein finsternes Lächeln nistets um die nackten Mundwinkel. Thut ich nicht, was geheißt ward? Ihn, bis er Kaiser war und nicht eine mager befründete Prinzessin als Witwe hinterließ, zu erhalten, versprach ich: und hab's vollbracht. Wer will mich tadeln? Politik, nicht Arztes Kunst zu treiben, ward ich berufen; und Guet weltberühmter Virchow hat mir, ein Deutscher, bei der politischen Arbeit mit seinem Anatomengutachten geholfen. Der Kaiser befiehlt die Sektion, die beweisen soll, daß die Diagnose der deutschen Aerzte richtig war; besteht darauf, trotz den Bitten der Mutter, die den verwesenden Leib des Lebensgefährten nicht vom Leichenmesser zerfezt denken will; und der Brute muß die Abreise beschleunigen. Puttkamer ist nicht im Schloß; doch der Kaiser rief ihn gern noch in dieser Stunde zurück. Da tritt er in die Thür. Jung, frisch, mit geröthetem Antlitz und leuchtendem Auge, ohne die Spur durchhängsteter Nächte, und reicht, zum Abschied, dem Kanzler die Hand, an ders von Gold und Edelstein glitzert. Auf schweren Füßen schreitet der greise Kürassier durchs Portal; von der Stirn rinnt ihm der Schweiß und in den Bart rieseln Thränen.

Ward die Nasenschleimhaut oder der Lachrimalnerv gereizt? Trieb Reflexwirkung oder psychische Erregung das Salzwasser über den Rand des Thränensees? An Wilhelm's Wahre hat der Kanzler mit dem Blick auf des Dienstes immer gleichgestellte Uhr sich selbst und den alten Marschall getröstet. Hundert Tage ist's her; hundert Tage rastloser Sorge. Rückt der Zeiger nun nicht rascher als gestern noch vor? Pocht der Puls des Reiches nicht hastiger? Der Fürst hat den Eisenbahnwagen erklettert, den Stahlhelm neben sich auf die Polsterbank gestellt; trocknet die Stirn, dankt den Grüßenden und spricht mit dem Oberhofmarschall Fürsten Radolin, der mit ihm nach Berlin fährt.

Dankt und plaudert, während die Gedanken wohl weitab schweifen. Harte Zeit liegt hinter ihm. Vor einem Jahr hat er die Aerzte gehindert, dem Kronprinzen, ohne Warnung, den Kehlkopf zu extirpiren. „Ich erhob Einspruch, verlangte, daß nicht ohne die Einwilligung des Patienten vorgegangen und, da es sich um den Thronfolger handle, auch die Zustimmung des Familienoberhauptes eingeholt werde. Der Kaiser, durch mich unterrichtet, verbot, die Operation ohne Einwilligung seines Sohnes vorzunehmen.“ Wechselnde Nachrichten. Friedrich reist, trotz der Krankheit, zum Jubiläum der Schwiegermutter, beugt (Dreitschke hats laut beseufzt) vor der Thronenden das Knie und liest noch einmal, daß er dem Gralsritter gleiche. In San Remo fällt, mitten in südlicher Pracht, Reif auf den blonden Scheitel, in den zärtlich gepflegten Mannsbilderbart. Der Julmond verschleucht die letzte Hoffnung. Der verantwortliche Staatsmann muß für die Continuität der Geschäftsführung vorsorgen. Leicht ist's nicht. Daß Prinz Wilhelm beauftragt war, im Fall körperlicher Behinderung des Großvaters die Alltagsverlässe des Militär- und des Civillabinetts „auf Allerhöchsten Befehl“ zu unterschreiben, hatte den Kronprinzen geürgert; in dem Kranken die Vorstellung gewirkt, er werde schon zu den Toten geworfen. Die Meldung, sein Sohn solle zu noch regerer Mitarbeit herangezogen werden, könnte ihm schaden; schon gegen den Versuch, im Auswärtigen Amt und in den preussischen Ministerien den Prinzen zu informiren, hat er sich schroff ausgesprochen. Dennoch muß es sein; ohne Aufsehen, wünscht der Kaiser. Der stirbt nun, wie Nestor völlig vollendet. Daß auch seinem Erben der Kanzler dienen wird, ist seit drei Jahren gewiß: seit ihm Friedrich 1885 in Potsdam zugesagt hat, er werde britische Ingerenz nicht dulden und weder im Reich noch in Preußen sich zu parliamentary government entschließen. Den Plan, ihn für unfähig zur Thronfolge erklären zu lassen, hat Bismarck nie gehegt. Herbert mag gesagt haben (Albert Eduard von Bales hats erzählt), ein Mann, der nicht reden könne, dürfe nicht Kaiser sein. Doch schließt das Hausgesetz selbst den körperlich unheilbar Kranken nicht von der Regierung aus. Und noch ist offiziell ja Hoffnung. Freilich sagt Bergmann, über den August hinaus könne es nicht dauern, und Schweninger fürchtet, der Krebs werde bis in die Speiseröhre weiterfressen und das Ende noch qualvoller machen. Doch der Kaiser, der nach mancher Prognose den Winter nicht überleben sollte, ist aufrecht, zeigt sich dem Volk, sieht seine Schwiegermutter und darf in der Charlottenburger Schloßkapelle der Trauung seines zweiten Sohnes beiwohnen. Er hat erklärt, daß er die Regierung nicht antreten werde, wenn die Wucherung in seinem Kehlkopf als Carcinom er-

wiesen sei. Aber die Krebsdiagnose der Aerzte Bergmann, Gerhardt, Tobold, Schrötter, Schmidt, Leuthold, Landgraf ruht im Archiv des königlichen Hauses und die liberale Hauptstadtpresse bestreitet Tag vor Tag, daß man von einer bösartigen Geschwulst reden dürfe. Mit dem Kanzler steht Friedrich, steht sogar Victoria nicht schlecht. Daß der heimkehrende Kaiser die Antrittserlasse fertig (aus Gesslens Küche) mitbrachte, war kein Vertrauensbeweis. Doch auf dem leipziger Bahnhof hatte er den Fürsten umarmt und geküßt und in dem Handschreiben vom zwölften März ihn den treuen und muthvollen Rathgeber genannt, der die erfolgreiche Durchführung der königlichen und kaiserlichen Politik gesichert habe. Elf Tage danach kam zum Konflikt. Die Kaiserin hat heimlich beschlossen, ihre zweite Tochter dem Prinzen Alexander von Battenberg zu vermählen, und, ohne den Kanzler zu benachrichtigen, den zweiten Ostertag für die Verlobungsfeier gewählt. Schon ist die Depesche geschrieben, die den Battenberger aus Darmstadt nach Potsdam ruft. Generaladjutant von Winterfeldt, der sie absenden soll, hat Bedenken und legt sie, als einen politisch wichtigen Entschluß, dem Fürsten Bismarck vor. (Sonnenabend vor Ostern.) Der hat diesen Heirathplan schon einmal vereitelt und versucht's nun zum zweiten Mal. Die Depesche wird nicht abgeschickt. Friedrich bittet auf einem Zettel den Kanzler, seine Bedenken schriftlich zu formuliren. Das geschieht noch am selben Tag. Der Zar haßt den Prinzen Alexander. Wird der aus Bulgarien Verjagte der Schwiegerjohn des Deutschen Kaisers, so ruft ihn morgen vielleicht die bulgarische Ruffophobie zurück und das Deutsche Reich ist dann im klimatisch unsicheren Balkanland an ein Personalinteresse gebunden, das mit der bewußten Enthaltung von Orienthändeln nicht vereinbar wäre. Der über die Mauer einer feindlichen Festung geworfene Marschallstab muß um jeden Preis zurückgeholt, die dem Feinde des Zaren vermählte Tochter des Deutschen Kaisers muß unter allen Umständen geschützt werden. Dieser Einsatz ist zu hoch; kein gewissenhafter Staatsmann kann ihn riskiren. Das sieht der Kaiser ein. Sir Edward Malet, Britaniens Botschafter, schreibt an die Queen, der Plan mache in Deutschland böses Blut und der Eindruck, daß die Königin ihn protegire, müsse den anglo-deutschen Beziehungen schaden. Die älteste (und klügste) der drei Victorien kanzelt die Tochter zuerst in einem Brief tüchtig ab, kommt aus Florenz dann nach Charlottenburg und schließt sich dem Einspruch Bismarcks huldvoll an. Thänen der Kaiserin, der Prinzessin. Love's labour's lost. Großherzog Friedrich von Baden vermittelt; weil er der Meinung der Schwägerin, Bismarcks Abgang wäre am Ende kein Unglück, unter einem sterbenden Kaiser noch nicht zuzustimmen ver-

mag. Und als der Kanzler die alte Charmeurlkunst anbietet und den finanziellen Wünschen der Kaiserin ungeschmälernte Erfüllung verheißt, sind Beide, nach einem langen Gespräch, „von einander enchantirt“. Im April. Noch im März hatte Bismarck gesagt, der arme Kaiser werde von den Aerzten und von seiner Frau so rücksichtslos behandelt, daß man ihm eigentlich einen Staatsanwalt als Schützer ins Schloß schicken müsse. Nun ist Friede. Herbert wird Staatsminister. Nach kurzem Sträuben vollzieht der Kaiser die Befehle, die im Reich und in Preußen die Legislaturperiode von drei Jahren auf fünf verlängern. Puttkamer fällt, weil er der Wahlfreiheitsbeschränkung verdächtig ist und das berliner Lutherpiel, dem Centrum zu Liebe, verboten hat; und Bismarck müht sich nicht, ihn zu halten. . . . Harte Zeit liegt hinter ihm.

Liegt nicht härtere vor ihm? Ein noch nicht dreißigjähriger Kaiser, der seit ein paar Monaten erst ins Staatsgeschäft hineinhorchen darf und nun regieren soll. Regieren will. Im Befehlen Seligkeit empfindet und gar nicht ahnt, wie schwer die Arbeit war, in Mitteleuropa den Thron der jüngsten Großmacht zu zimmern. Früh umschmeichelt. Der Franzos, der sich Paul Bassili nannte (und jetzt Kollege des zur Mitwirkung an der persischen Finanzkontrolle nach Teheran berufenen Herrn Lecomte ist), hat in dem Pamphlet „La société de Berlin“ von dem vierundzwanzigjährigen Prinzen gesagt, er werde ein größerer Friß, ein preußischer Henri IV werden und rage durch Geist und Herz, Feuer und Schlagfertigkeit so hoch über seine Volksgenossen hinaus, daß man annehmen möchte, er sei kein Deutscher. (Höheres Lob konnte der Franzmann nicht spenden.) „Von ihm ist ein persönliches Regiment zu erwarten; er wird sich nicht leiten lassen, seinen Willen durchsetzen und die Abkehr von der väterlichen Politik sicher nicht verbergen.“ Der Prinz hat's gelesen. Dann nähert sich ihm Graf Philipp zu Eulenburg. Der „hofft für Preußens Zukunft unendlich viel von ihm; seine Klarheit, seine Energie und der Reiz seines unbeschreiblich eigenartigen Wesens machen ihn zu einer ganz außergewöhnlichen Erscheinung.“ Der Prinz hat's gelesen; Briefhymnen von noch heißerer Inbrunst. Alfred Waldersee, den das Kronprinzenpaar für einen gewissenlosen, von Ehrgeiz zermühlten Menschen hält, drängt sich in die Intimität des Erwachsenen und preist den kommenden Kriegshelden schon in dem prinzlichen Säugling. Der hat, als Zögling des unsauberen Fren D' Danne und einer fanatischen Preußenfeindin aus den Elbherzogthümern, die Politik des Kanzlers verdammen gelernt und (Maurenbrecher hat's bezeugt) noch als bonner Preusse Bismarck gehaßt. Liebt er ihn jetzt? An seinem Geburtstagstisch rühmt er ihn als den Träger des Reichspaniers. Schon aber hat er ihm auf ein Bild die

Warnung geschrieben: „Cave: adsum!“ Das Drohwort des Riesen aus Scotts „Ivanhoe“. Schon hat, im Dezember 1887, die Presse des Kanzlers den Prinzen als Genossen Stoekers und Waldersees scharf getadelt; und Wilhelm hat von Geschichtsträgern sicher schnell erfahren, daß einer dieser Scheltartikel aus Rottenburgs (nicht sehr fein gespitzter) Feder kam. Schon sagt General Heuduck zu Ghlodwig Hohenlohe, als Kaiser werde der junge Herr sich nicht lange mit Bismarck vertragen. Daß sein Vater nur Monde noch leben könne, weiß er längst; und müht sich um Popularität. Zeigt sich überall und führt, während Friedrich hinsieht, die Truppen durch die belebtesten Straßen. In den letzten Märztagen spricht er mit ruhiger Stimme die Meinung aus, länger als zwei Monate werde das Hinsterben kaum noch dauern. Nun ist er Kaiser. Seit zwölf Minuten nach Elf, auf Schloß Friedrichskron die Purpurstandarte sank. In der ersten Stunde war er kein sanfter Herr. Mußte der Alte ihn kühlen. Wie lange wird der Junge es dulden? Wie er da stand, in der Ungeduld hitzigen Willens zur Macht, sah er nicht wie ein bequemer Herr aus. Der Kanzler trocknet die Stirn. „Denk Kinder und Enkel und schüttelt das Haupt.“

Denkt auch vergangener Zeit. Wie wars in Brandenburg unter Friedrich dem Dritten gewesen, dem schwächlichen, verkrüppelten Sohn des Großen Kurfürsten? Der hatte den besten Theil inneren Besitzes vom Oberpräsidenten Eberhard von Dandermann empfangen: Erziehung zu kräftigem Regentenwillen. Von einem Mann, der zu höfischer Lebensart keinen Blutstropfen in sich hatte. Ernst, streng, im Dienstein gar harter Herr. Die Untergebenen sollten eben so emsig arbeiten, so gewissenhaft wie der Vorgesetzte, der an kritischem Verstand und schöpferischer Phantasie ihnen doch überlegen war und diese Ueberlegenheit nicht schonend hehlte. Von dem älteren Adel, von der ganzen Höflingschaar gehaßt; von Allen, die auf Staatskosten prassen und Geld einsäckeln wollen. Kann ein Dohna, Schwerin, Bartenberg weniger als dieser Eindringling aus Dranierland? Weit genug hat ers gebracht. Minister, Reichsfreiherr, Erbpostmeister, Hauptmann zu Neustadt; allzu weit. Und gleich auch für die liebe Familie gesorgt. Sechs Brüder stehen in kurfürstlichem Dienst. Sie sind tüchtig und leisten dem Land, Jeder auf seinem Posten, gute Arbeit. Doch das „Siebengestirn“ wird grimmig gehöhnt. Nie sah die Mark so frechen Nepotismus. Giebt's denn nicht auch im heimischen Adel zuverlässige Männer? Nicht für mich, spricht Eberhard; nicht Männer mit reinen Händen und dem redlichen Entschluß, meines Willens Werkzeug zu sein. Knirschend hörens die Junker. Schon hat ein fremder Diplomat gespöttelt, am berliner Hof ziere der Geheimrathstitel nur Leute, denen alles im Staatsgeschäftsbetrieb Wichtige verheimlicht werde. Was ist gegen den Uebermächtigen zu thun? Die Kur-

fürstin aufzuheben. Sophie Charlotte von Hannover hatte in ihm nicht den erhofften Förderer ihrer Familienpolitik gefunden und war bereit, sich an die Spitze seiner Gegner zu stellen. Noch widersteht Friedrich, der die zweite Frau nicht lieben lernte, dem Ansturm. Doch Dandelmann spricht in Entscheidungsstunden noch immer wie ein Magister und Zuchtmeister zu dem fast Vierzigjährigen. Mahnt ihn zu schlichtem, sparsamem Wandel und schont auch den Luxushang der Welfen nicht. Der Kurfürst will König werden? Für solchen Aufwand sind unsere Kassen zu leer; und Kaiser Leopold wird uns die Einwilligung versagen. Friedrich antwortet: „Wenn ich Alles habe, was zu der königlichen Würde gehört, auch noch mehr als andere Könige, warum soll ich dann nicht auch den Namen eines Königs zu erlangen trachten?“ Der Kaiser brauche Brandenburgs Kontingent für seinen ungarischen Türkenkrieg. Nikolaus Dandelmann, Friedrichs Gesandter in Wien, soll die kaiserliche Zustimmung erlisten. Leopold bleibt zäh und erwidert, diese Sache müsse, wegen übler Konsequenzen und weiten Aussehens, in alle Wege divertirt werden. Wenn Herr Eberhard ernstlich gewollt hätte, wären wir längst am Ziel. Dieser Minister vermag also mehr als sein Herr? Unerträglich. Solcher Diener hätte selbst Friedrich Wilhelm, dem Vater, den Weg zur Größe gesperrt. Und leistet der Lästige denn noch gar so viel? Das Kurfürstenthum wird von den Großmächten schneid behandelt und die Finanzen sind schlecht (kein Wunder: nach neunjährigem Krieg, dessen Subsidienschuld die Verbündeten noch nicht getilgt haben). So raunt's früh und spät. Nichts will mehr gelingen. Und am Ende hat der Tugendheld, der nicht das kleinste Benefizium durchschlüpfen läßt, sich selbst die Tasche gefüllt. Ist's nicht Metallglanz, der das Siebengefirn hell strahlen läßt? Die Höflinge wispern. Die Kurfürstin träufelt lächelnd das Gift ins Ohr des Mannes. Das reicht nicht an mich heran, spricht Dandelmann stolz; und würdigt die Sippe keines Blickes. Muß ihr aber Stand halten, als Feldmarschall Barfus, sein Todfeind, den Befehl bringt, aus allen Aemtern (nur aus dem des clevischen Präsidenten nicht) zu scheiden. Gnädige Entlassung? Damit begnügen die Gegner sich nicht. Der Kurfürst, dessen Eifersucht erregt ist und der in dem Minister nur noch den neben ihm um die Macht Buhleuden sieht, muß die Abschiedsaudienz weigern und den Diener aus der Hauptstadt jagen. Noch immer ist's nicht genug: Dandelmann wird verhaftet, nach Spandau, dann nach Peiß in die Festung abgeführt und, trotzdem die zum Spruch berufenen Richter ihn nicht belastet finden, des Vermögens beraubt und in Haft gehalten. Der Unbequeme ist endlich fort, ist gehindert, die Staatsgeheimnisse ins Ausland zu tragen: und Friedrich kann, mit der frommen Hilfe der Patres Vota und Wolff, König werden. Kann, mit Günstlingen vom Schlag

der Wartenberg, Wittgenstein, Wartensleben, die der Bürger das dreifache Weh des Landes nennt, weiterwirthschaften. An Prunk mit den reichsten Höfen wetteifern. Paläste bauen, auf pomphaftem Lustschiff die Spree befahren, zu „der königlich-preussischen Krönung hochfeierlichen Solemnitäten“ allen erreichbaren Schneidertand aufbieten und die Hofstafel fortan so üppig bestellen, daß die Jahresrechnung des Konditors von fünftausend auf siebenzehntausend Reichsthaler steigt. Korruption der Beamtenschaft, die auf geradem Weg bei solcher Hoftemperatur nicht mehr mitkann. Schamloser Servilismus. Steuern, die nicht zu erschwingen sind, und Monopole, die jede verständige Volkswirthschaft hindern. Eine Clique sucht die andere durch noch devotere Schmeichelei von der Krippe, aus der Gunst des schwelgenden, dilettirenden Königs wegzudrängen. Die Schuldenlast thürmt sich zum Gebirg. Das wäre unter Dancelmann nicht möglich gewesen. Drum mußte er gehen. Er hat seinem Herrn nie, auch nach der Begnadigung nicht, verziehen. Als Achtzigjähriger noch in verbittertem Herzen des Dankes vom Haus Hohenzollern gedacht.

Hundertzehn Jahre nach Eberhard Freiherrn von Dancelmann wird in Berlin wieder ein großer Minister ungnädig entlassen. Heinrich Friedrich Karl Freiherr vom Stein liest in der Kabinettsordre des Königs, dessen treuester und flügster Berather er war, die Worte: „Mit großem Leidwesen habe ich sehen müssen, daß ich mich leider nicht anfänglich in Ihnen geirrt habe, sondern daß Sie vielmehr als ein widerspänstiger, tropiger, hartnäckiger und ungehorsamer Staatsdiener anzusehen sind, der, auf sein Genie und seine Talente pochend, weit entfernt, das Beste des Staates vor Augen zu haben, nur, durch Capricen geleitet, aus Leidenschaft und aus persönlichem Haß und Erbitterung handelt. Wenn Sie nicht Ihr respektwidriges und unanständiges Benehmen zu ändern Willens sind, kann der Staat keine große Rechnung auf Ihre ferneren Dienste machen.“ („Mühte ich für Sie ein passendes Quartier bereiten lassen“: hatte zuerst in der Ordre gestanden. Ein sanfteres Jahrhundert hat Friedrichs Zeit abgelöst; die Verhaftung wird nur noch angedroht, nicht mehr vollzogen.) Der Staat macht dann doch wieder Rechnung auf Steins Dienste. Nach zwanzig Monaten, nach den Reformen der Agrarwirthschaft, der Verwaltung, des Heeres, der Bureaucratie, ist's abermals so weit wie im Januar 1807. Der König ist froh, wenn er den lästigen Mann nicht zu sehen braucht; duldet ihn nur noch, weil das Volk ihm nun einmal vertraut. Auch Luise zeigt sich ihm frostig, seit er ihr zu sagen gewagt hat, für Reisen und Lustbarkeit habe der verwüstete Preußenstaat jetzt kein Geld. Kaum ward bekannt, daß dem unerbittlichen Puritaner der Gunstverlust drohe: da kriechen die Rager aus ihren Erdlöchern. Alle Schranzen sind von je her gegen ihn. „Sie vergelten

mir die Verachtung, die ich gegen sie hege, mit unablässigem Haß.“ Ein Mann, der nie ans doch so nöthige Amusement denkt; immer nur, Tag und Nacht, an den Krieg, den Preußen zu Mitteleuropas Ehre führen muß; Krieg auf Leben und Tod. Der hart und zäh stets seinen Willen wollte und (nach Beguelins Wort) „nicht die Gabe hat, Anhänger zu gewinnen“. Der nun gar die Nation zur Entscheidung aufrufen will. Yorck nennt ihn einen unsinnigen Kopf. Hardenberg, Bock, Goltz, Altenstein, Nagler sehen in ihm einen Revolutionär, der oben-drein noch den ungeheuren Fehler mache, die Franzosen zu reizen; die Franzosen, denen Preußen die Annexion von 1802 zu danken hat und neben deren glorreicher Armee Kalckreuth so gern söchte. Stein kann gehen. Muß gehen. Zum zweiten Mal. Die Heimath hat für ihn keinen Platz. Seine Entlassung, schreibt Friedrich Wilhelm, sei nothwendig geworden; läßt ihm den Ministersold noch auf ein Jahr hinaus und verheißt sogar eine Pension. Nach der ersten Entlassung, als er den „ungeheuren, unbegreiflichen“ Scheidebrief des Königs gelesen hatte, heulte Riebuhr zornig auf: „Nur durch ein solches Maß der Verblendung und des Wahnsinnes läßt sich der Gang der Auflösung begreifen, der dieses Land zum Untergang geführt hat.“ Nun ist's wieder so weit.

... „Aus der Verbindung von welfischem, leicht in Energie umgesetztem Starrsinn und hohenzollernischem, mit Idealismus gepaartem Eigenwillen wurde am siebenundzwanzigsten Januar 1859 ein menschliches Wesen geboren mit eigenthümlich stark ausgeprägter Individualität, die, durch nichts wirklich verändert, selbst den mächtigsten äußeren Einflüssen widerstehend, in ihrer Eigenart sich konsequent entwickelt hat. Diese kräftige, eigenartige Pflanze sog aus allem ihr Gebotenen das für ihre besondere Entwicklung Brauchbare und nahm es in sich auf zu fröhlichem Wachsthum. Die Kirchenlehre wurde ihm geraume Zeit von einem liberalen und dann, nach plötzlichem Wechsel, von einem streng orthodoxen Geistlichen vorgetragen. Die gefürchtete Verwirrung der Begriffe trat keineswegs ein; die eigenthümliche Fähigkeit dieses in seinem Weg unbeirrbareren Geistes, überall Das zu nehmen, was ihm zusagt, ließ ihn auch seine religiösen Vorstellungen aus dem gebotenen Stoff mit eigener Arbeit zu persönlichem Gebrauch zusammenstellen. Nie ist eine menschliche Seele von den erhebenden Gefühlen der Ehrfurcht, Verehrung und Dankbarkeit stärker ergriffen gewesen als die des jungen Prinzen, da er, reifer geworden, nach greifbarer politischer Nahrung verlangend, seinem Großvater, seinem Vater und dem gewaltigen Kanzler sich näherte und Diese sich herbeiließen, ihn in ihre Ideen und Pläne einzuweihen oder gar bei deren Ausführung zu verwenden. Selbst in dieser Feuerprobe hat sein selbständiges Wesen sich bewährt; es ist selbst durch dieses gewaltige Gewicht nicht in eine

ihm fremde Form gepreßt worden, sondern hat sich erhalten in eigenem, nun kräftiger geklärttem Denken und geläutertem Wollen. Das fast tropisch schnelle Reifen des von Worten und Demonstrationen übersprudelnden jungen Prinzen zu einem gefesteten, reservirten, würdevollen Fürsten ist die Wirkung der tiefen Erzhütterungen, die sein Gefühlsleben in dem letzten, furchtbaren Jahr durch das unvergleichlich tragische Geschick seiner Familie erlitt. Seine Natur ist im eigentlichsten Sinn des Wortes eine souveraine. In unbeirrbarer Selbstbestimmung und Selbstbeherrschung suchte er aus Allem, was ihm an Glück oder Unglück, Gutem oder Bösem, Schönem oder Häßlichem widerfuhr, zu nehmen, was Klarheit und Bestimmtheit, Maß und Gleichgewicht, Kraft und Klugheit ihm fördern und entwickeln konnte. Nur ein Gefühl beherrscht ihn: das Pflichtgefühl, stets die stärkste und wirksamste Triebfeder in allen Gliedern seines Geschlechtes. Das sind Sätze, die Herr Hinzpeter, der ewig blinde Westfale, über den Zögling, den jungen Kaiser geschrieben und leider auch veröffentlicht hat. Für „eine nach der Natur gezeichnete Skizze“ gab der Lehrer diese freile Vergottung eines Menschen aus. Schlimmster Prinzenzerzieherstil; gefährlichster: weil er unterm Neusilberschimmer nüchterner Kritik nur um so schlauer schmeichelt. Einem Neunziger, der Glück und Glanz der Erde geschlürft, die stärksten Helfer gefunden, die stolzesten Siege erkochten, die schönsten Frauen umschlungen hatte, folgt ein fast schon an die Greisenschwelle Gelangter ins Grab: dem Philologen aus Byzanz ist's „das unvergleichlich tragische Geschick einer Familie“. Ist das Weh um den Großvater, der bis zum letzten Wank rüstig blieb und schmerzlos einschlieft, „unermesslich“ und Victoria, die Hohenlohe schon nach Friedrichs Beerdigung gefaßt und beinahe heiter fand und die der Wildpark dann bald lächeln, der Taunus in neuem Lenzglück lachen sah, „unbeschreiblich unglücklich“. In allen Hohenzollern war das Pflichtgefühl die stärkste Triebfeder; in der Königsreihe gebührt dieses Pauschallob also auch Friedrich dem Ersten, Friedrich Wilhelm dem Zweiten, dem Dritten, dem Vierten. (Daß im Lauf dreier Jahrhunderte nur vier Hohenzollern der Regentenpflicht genügt, nur einmal die Preußen den Genius auf dem Thron gesehen haben, darf in dieser feigen Zeit kaum noch erwähnt werden.) Der Prinz, dessen Vater und Großvater „Hochpriester praktischer Weltweisheit“ waren, ist unveränderlich, konsequent, eigenwillig, kräftig, eigenartig, edel, dankbar, eigenthümlich, ehrefürchtig, selbständig, klar, maßvoll, klug, gerecht, treu, souverain im Wollen und Handeln, in strengstes Pflichtgefühl und strengste Selbstbeherrschung gewöhnt und im ersten Jahr seiner Regierung schon ein gefestigter, reservirter, würdevoller Fürst. So urtheilt der Lehrer; der doch kein Hofmann ist. Bleibt da noch zu wünschen? Fehlt nicht jede Nöthigung, jede Möglichkeit sogar zu

stiller, nie selbstzufrieden rastender Monarchenerziehung? Ist das Reich nicht in sicherer Hut? Erziehen mochte sich, nach reifem Rath lechzen und sich bescheiden lernen ein Kaiser vom Schlag des faustischen, dem jung der Thron zu Theil ward und dem nun beliebt, falsch zu schließen: „es könne wohl zusammengehn und sei recht wünschenswerth und schön, Regiren und zugleich Genießen.“ Dieser hier stieg als Vollendeter auf den höchsten Sitz. Plaudite, pagani; und laßt ihm, Christen, zu Zubals Harfe den Psalter ertönen.

So hat es angefangen. Bassili und Philii, Waldersee und Hinzpeter. Alles, was wedeln, mit Schwanz und Pfoten hündisch Etwas erbetteln will. Drinnen und draußen. Slaven und Skandinaven, Römer und Briten jubeln dem neuen Herrn zu. Hoffen, er werde den alten Herrn stürzen oder sacht doch vom Steuer wegdrängen und fremdem Wunsch sich dann willfähriger zeigen als der rauhe Riese im Lederkoller. Hoffen nicht ohne Zug. Am vierzehnten August, neun Wochen nach dem Thronwechsel, kann Stoecker berichten, der Kaiser habe gesagt: „Sechs Monate will ich den Alten noch verschmaufen lassen; dann regire ich selbst.“ Warum nicht, da Alles ihn wie einen neuen Karolus, Otto, Fritz anstaunt, ein miraculum mundi? Der will einen Handelsvertrag, Dieser ein festeres Bündniß, Jener ein einträgliches Kolonialabkommen; und der Bundesgenosse heißt Barbaresktribut. Im Ehrenkleid des britischen Admirals hört Wilhelm an der Themse beim Brunkmahl aus Eduards Munde die Hoffnung, Deutschlands Heer werde im Bund mit Englands Flotte den Weltfrieden schützen. Aus dem Munde des Mannes, der ein Jahr vorher zu Ernst von Koburg gesprochen hat, so lange der Elsaß und Lothringen deutsch bleiben, könne nur ein Phantast von europäischem Frieden reden. Hatß der Kette gehört? „Ihr werdet mir den Eid der Treue und des Gehorsams schwören und ich gelobe, stets Dessen eingedenk zu sein, daß die Augen meiner Vorfahren aus jener Welt auf mich herniedersehen und daß ich ihnen demmaleinst Rechenschaft über den Ruhm und die Ehre der Armee abzulegen haben werde.“ So hatte der Armeebefehl vom fünfzehnten Juni geschlossen, dem der Ausruf „An mein Volk“ erst drei Tage später gefolgt war. Nur zum Friedenspreis tönt jetzt noch die Rede; der Erhaltung des Friedens gilt alles Mühen. Wer bedroht ihn? Frankreich. Also muß Frankreich verjöhnt werden. Kein Vahzwang mehr im Reichsland. Konzessionen. Dazu taugt der Kanzler freilich nicht. Was gelingt ihm überhaupt noch? Seine Methode ist verbraucht; neue Zauberkunst nur kann noch wirken. Modernere; und die doch aus ehrwürdigerem Menschheitsbesiß stammt. Oder aus himmlischem? Den Gottes Gnade allein Auserwählten verleiht? Auch uralte Mystik kann sich, will sich erneuern. „Ich bitte Gott, er möge mir in meinem schweren und verantwortungs-

vollen Herrscherberuf Ihren treuen und erprobten Rath noch viele Jahre erhalten.“ In der letzten Stunde des Jahres 1889 ist gewiß aufrichtig empfunden. Aber die Stimmung wechselt. Der Alte hat lange genug verschmauft; zu lange, stötets ringsum, für Kaiser und Reich, die neben genialisch allumfassender Jugend spröde Greisenübermacht nicht mehr ertragen. Neun Wochen nach dem Neujahrswunsch kommt, wie zu Dandelmann, ein General und fordert des Ministers Rücktritt aus den Aemtern. So weit hats der chorus mysticus der Hymniker und Magier gebracht. Als das stürmisch verlangte Schriftstück, das den Heroenband deutscher Geschichte schließt, endlich im Palast angelangt ist und die Nerven sich nach Entspannung sehnen, sitzt der klügste und glattste Höfling neben dem Kaiser. Bismarcks Abschiedsgesuch liegt auf dem Tisch und Graf Philipp zu Eulenburg liest dem Herrn seine Skaldensänge vor.

Einer, der uns aus reinerem Herzen getröstet, aus tieferem Dichterborn uns Balladen gespendet hat, läßt von seinen Menschen einen ins Adlerland Heimgekehrten also sprechen: „Jeder, der zurückkommt, wird durch nichts so sehr überrascht wie durch den naiven Glauben, den er hier überall vorfindet, daß im Lande Preußen Alles am Besten sei; das Große und das Kleine, das Ganze und das Einzelne. Am Besten, sage ich; und vor Allem auch am Ehrlichsten. Und doch liegt unser schwacher und schwächster Punkt gerade nach dieser Seite hin. Welche Politik, die wir seit zwanzig Jahren gemacht! Lug und Trug; und wir mußten daran zu Grunde gehen. Denn gleichviel, Staat oder Person: wer wankt und schwankt, wer unzuverlässig und unstet ist, wer Gelöbniße bricht und nicht Treue hält, Der ist des Todes.“ Anno 1813 spricht's Einer (in Fontanes Roman „Vor dem Sturm“). Anno 1908 müßte Mancher so sprechen. Eigenlob, das bis zum Himmel stinkt. Ewiges Banken und Schwanken. Unstetes Zaudern; nach dem Kraftpropengestus ein schwächliches Verzagen. Welche Politik, die wir seit zwanzig Jahren treiben! Und ward dem König nicht, dem Kaiser statt männlicher Wahrhaftigkeit Lug und Trug geboten?

An mein Volk!

Gottes Rathschluß hat über uns aufs Neue die schmerzlichste Trauer verhängt. Nachdem die Brust über der sterblichen Hülle Meines unvergesslichen Herrn Großvaters sich kaum geschlossen hat, ist auch Meines heißgeliebten Herrn Vaters Majestät aus dieser Zeitlichkeit zum ewigen Frieden abgerufen worden. Die heldenmüthige, aus christlicher Ergebung erwachende Thatkraft, mit der Er Seinen königlichen Pflichten ungeachtet Seines Leidens gerecht zu werden wußte, schien der Hoffnung Raum zu geben, daß Er dem Vaterlande noch länger erhalten bleiben werde. Gott hat es anders beschlossen. Dem königlichen Dulder, dessen Herz für alles Große und Schöne schlug, sind nur wenige Monate beschieden gewesen, um auch auf dem Thron die edlen Eigenschaften des Geistes und Herzens zu bethätigen, welche Ihm die Liebe Seines Volkes gewonnen haben. Der Tugenden, die Ihn schmückten, der Siege, die Er auf den Schlachtfeldern einst errungen

hat, wird dankbar gedacht werden, so lange deutsche Herzen schlagen, und unvergänglicher Ruhm wird Seine ritterliche Gestalt in der Geschichte des Vaterlandes verklären.

Auf den Thron meiner Väter berufen, habe Ich die Regierung im Ausblick zu dem König aller Könige übernommen und Gott gelobt, nach dem Beispiel Meiner Väter Meinem Volke ein gerechter und milder Fürst zu sein, Frömmigkeit und Gottesfurcht zu pflegen, den Frieden zu schützen, die Wohlfahrt des Landes zu fördern, den Armen und Bedrängten ein Helfer, dem Rechte ein treuer Wächter zu sein.

Wenn Ich Gott um Kraft bitte, diese königlichen Pflichten zu erfüllen, die Sein Wille Mir auferlegt, so bin Ich dabei von dem Vertrauen zum preussischen Volke getragen, welches der Rückblick auf unsere Geschichte Mir gewährt. In guten und in bösen Tagen hat Preußens Volk stets treu zu seinem Könige gestanden; auf diese Treue, deren Band sich Keinen Vätern gegenüber in jeder schweren Zeit und Gefahr als unzerreißbar bewährt hat, zähle auch Ich in dem Bewußtsein, daß Ich sie aus vollem Herzen erwidere, als treuer Fürst eines treuen Volkes, Selbe gleich stark in der Hingebung für das gemeinsame Vaterland. Diesem Bewußtsein der Gegenseitigkeit der Liebe, welche Mich mit Meinem Volke verbindet, entnehme Ich die Zuversicht, daß Gott Mir Kraft und Weisheit verleihen werde, Meines königlichen Amtes zum Heile des Vaterlandes zu walten.

Potsdam, den achtzehnten Juni 1888.

Wilhelm.

Warum ist's anders gekommen? Das Volk so tüchtig, redlich, arbeitsam, flink zur That und bescheiden wie je eins auf der Menschenerde. Der Kaiser von beweglicherem Geist und rascherer Rezeption als mancher vom Glück zwiefach Bekrönte; mit dem festesten aller sichtbaren Bänder an das Schicksal dieses Volkes geknüpft, das den imperatorischen Glanz liebt, dessen Hinkümmern und elendes Zerbröckeln er auf einem Thron nicht um einer Stunde Dauer überleben könnte; und sicherlich ohne das Bewußtsein, je Unrechtes zu thun, Rechtes zu unterlassen. Dennoch; warum? Weil Herrschaft, Autokratie oder Demokratie, nur auf starker, mit des Herrschers und der Beherrschten Lebenshaft vermörtelter Grundmauer haltbar ist: nennt sie, mit wechselndem Wortschall, Gerechtigkeit oder Wahrhaftigkeit. Weil Cser Mund und Sonne geheuchelt hat, während durch Cser Hirn mißtrauische Sorge schlich. Zwanzig Jahre lang. Wer so that, ist mitschuldig, Mann vor Mann, an Deutschlands Leid. Ein Zauberring ward gesprengt. Die süßen Zirper und Geisterseher lehren so bald nicht zurück. Der Kaiser ist frei; und hat, nach nützlicher Enttäuschung vom Glauben an romantische Politik und an das Zweite Gesicht, noch ein Leben vor sich. Sagt ihm, daß in diesen zwei Jahrzehnten die Mehrung deutscher Macht nur des Volkes Werk war, nicht des geschäftigen Heilsuchers im Purpur. Sagt ihm eben so offen, daß Ihr mündig seid; leicht zu regiren, nie mehr nach unerforschlichem Rathschluß zu beherrschen. Daß, wer selbst sich den Werth schuf, auch selbst sein Schicksal gestalten will. Und daß die Monarchie sterben muß, wenn der Monarch nicht die schwerste Probe, gebietet des Landes Noth sie, getrosten Sinns wagen darf: mit einem besiegten Heer heimzukehren.

In der Duma.

So leicht wie im Deutschen Reichstag öffnen sich im Haus der Duma dem Fremden die Pforten nicht. Selbst die Hilfe der Kaiserlich Deutschen Botschaft vermag nicht sicher den Ring von Soldaten und mißtrauischen Thürhütern zu durchbrechen, die an den Eingängen des alten Taurischen Palastes die Vertreter des Volkes und der Regierung vor möglichen Attentaten schützen sollen. Doch im Ausland merkt man manchmal, daß ein Mann, der zum Präsidium der deutschen Volksvertretung gehört, auch Etwas bedeutet. Als sich mein Mann persönlich an seine russischen Kollegen wandte, wurden wir sehr freundlich aufgenommen.

Das schöne alte Palais, einst von dem Fürsten Potemkin, dem Günstling der Kaiserin Katharina, erbaut, liegt weitab von dem Mittelpunkt des geschäftlichen und gesellschaftlichen Lebens der russischen Hauptstadt. Fast eine halbe Stunde fährt die leichte offene Droschke mit ihrem ausgestopften, dicken Kutscher und stottern russischen Traber bis zu dem äußerlich unscheinbaren Gebäude. Trotzdem wir Einlaßkarten für die Loge des Herrn Ministerpräsidenten vorzeigten, ließen uns die Schildwachen nicht in den schönen Vorgarten einfahren, sondern verwiesen uns auf einen Nebeneingang in der Seitenstraße, wo in lange Regenmäntel gekleidete Polizisten und respektvoll durch einen Gartenweg bis an ein anderes Portal geleiteten. Zahlreiche Diener des Hauses bemühten sich dort um uns und führten uns in die Loge, die, dem Präsidentenplatz gegenüber, einen sehr guten Rundblick auf den Saal giebt. Ich war durch ein Gespräch mit den Mitgliedern der Deutschen Botschaft von dem Glauben geheilt worden, hier, im russischen Parlament, seien die Vertreter der sibirischen und kaukasischen Gouvernements in ihren bäuerlichen Volkstrachten zu sehen. Dennoch haunte ich, da sich mir fast genau das aus anderen Parlamenten bekannte Bild eines halbgefüllten Sitzungssaales bot. Die kleinen Bulte der Abgeordneten mit Papieren bedeckt, die Abgeordneten mit mehr oder weniger schönen Klagen: wie bei uns; nur, schien mir, mit mehr Sorgfalt gekleidet als im deutschen Reichshaus. (Die Eskoras mit den schlafenden Volksvertretern vermisse ich gern in der Duma.) Nur die mächtigen krausen Mähnen und wohlgepflegten Vollbärte der 3-ehn oder zwölf Popen, die ein goldenes oder silbernes Kreuz auf dem fettigen Kopf tragen, und ein paar Bauern mit glatt geschnittenem langem Haar und hohen Stiefeln erinnern daran, daß wir in Rußland sind. Die drei Präsidenten thronen friedlich neben einander auf ihren Sigen, vor einem hohen, einem Altar ähnlichen Holzbau mit dem Delbilde des Jaren. Sie lären einander nicht, wie in Deutschland, in der Führung der Geschäfte ab, sondern sitzen zusammen auf den Ehrenplätzen, wenn sie nicht gerade Anderes zu thun haben. Vor dem Platz des Präsidenten ist die Rednertribüne; neben ihr der Platz für den Berichterstatter und den Ersten Schriftführer. Der Stenographentisch liegt noch tiefer; männliche und weibliche (so weit sind wir noch nicht) Stenographen theilen sich da in die Arbeit.

Für die Minister ist nicht viel Raum gelassen. Vorn sechs Plätze für Excellenzen, dahinter sechs für die Adjunkte und Unterstaatssekretäre. Die Regierung scheint hier nicht, wie unser Bundesrath, das Bedürfnis zu haben, durch eine (oft die Zahl der Abgeordneten übersteigende) Menge von Excellenzen, Wirklichen und anderen Geheimen Räten, Assessoren und Offizieren der Armee, Flotte und Schuttruppe den Vertretern des Volkes zu imponiren. Für die Minister ist übrigens

aus Eisen und Beton ein kleiner Pavillon gebaut worden, den ein langer und natürlich stets besonders streng bewachter Gang mit dem Sitzungsaal verbindet.

Die Presse ist nicht sehr bequem untergebracht. Nur für ungefähr fünfzehn Herren war unten im Saal Platz; die Loge der übrigen Vertreter der öffentlichen Meinung konnte ich nicht sehen. Die dem Publikum angewiesenen Tribünen fand ich schwach besetzt; der Zutritt ist eben für einfache Sterbliche nicht leicht zu erlangen. Anfangs gab nur die Polizei, nach genauer Personalprüfung, Eintrittskarten aus; jetzt verfügen auch die Präsidenten über einige Plätze.

Der weite, weiße, von mächtigen Säulen getragene Saal ist in recht praktischer Weise seinem Zweck angepaßt worden (den sich der selbstherrliche Erbauer des Schlosses nicht träumen ließ). Eine weite, halbkreisförmige Rotunde mit hohen Fenstern (einst der Wintergarten) schließt sich, durch Säulen getrennt, an das Viereck des Sitzungssaales und ist bei hellem Wetter die einzige Lichtquelle des Saales. Heute, bei strömendem Regen, werfen Hunderte von elektrischen Kerzen auf schönen alten Bronzefronenleuchtern ihr gelbes Licht über die farblosen Wände und Säulen und zeigen die provisorische weißgetünchte Bretterbede, die seit dem Einsturz den kunstvollen alten Plafond ersetzt, in ihrer ganzen Nüchternheit.

Wir hatten nicht lange Zeit, uns diesen Betrachtungen hinzugeben. Bald nach unserem Eintritt begrüßte uns, im Namen des Präsidenten, dessen Sekretär, ein hoher Beamter der Reichskanzlei, der einflügelte, da die Duma noch keine eigenen Beamten hat, wohl das Amt des Bureaubdirektors bekleidet. Er gab uns jede erwünschte Auskunft und zeigte uns die interessantesten Persönlichkeiten. Da ist ein Führer der Oktobristen, Graf Uwarow, der gerade aus einer Schachtel eine große weiße Kette nahm, um sie, wie jeden Tag, in sein Knopfloch zu stecken. Da sind Sozialdemokraten, die heute, zur Feier des ersten Maitages (nach russischem Kalender), mit rothen Kellen den Weltfeiertag markiren. Der Abgeordnete Burischkewitsch, das enfant terrible des hohen Hauses, hatte sich, um den Farbenkultus zu höhnen, den Späß gemacht, rothe Taschentücher auf die Plätze der Genossen zu legen.

Oberst von Oken-Saden, der Kommandeur der Palastwache, kam in voller Uniform zu uns in die Loge; ihm sind die Soldaten und Gendarmen unterstellt, die in und bei dem Palais den Wachdienst haben. Im Sitzungsaal darf er nur auf Anordnung des Präsidenten eingreifen. In den Logen versehen Herren mit großen silbernen Amtsketten den Dienst. Logenschließer? Nach ihrer Funktion ungefähr; doch man sagte mir, es seien Adelige und sogar Fürsten darunter.

Von den Verhandlungen verstanden wir kein Wort; doch orientirte Herr Kassalowitz uns über den Inhalt der Reden. Lebhaft genug ging es zu. Eine wichtige Geschäftsordnungsdebatte brachte Medner der Linken und der Rechten auf die Tribüne und Händeklatschen, im Deutschen Reichstag verpönt, lohnte jede treffende Bemerkung. Auf die eigentliche Rhetorik, auch auf die Geberde scheinen die Dumamänner mehr Werth zu legen als unsere Volksvertreter. Als ich nachher die Reden in der Petersburger Zeitung nachlas, schienen sie mir auch an Inhalt reich. Man streitet hier nicht darüber, wer mehr für die Bergarbeiter gethan habe, Sozialdemokratie oder Centrum, kämpft auch nicht um die großen und kleinen Sorgen des Mittelstandes, sondern um Volksrechte und Freiheiten, wie auch wir einst in der großen Zeit des Reichsparlaments, und der Kampf um diese bedeutenden Gegenstände scheint mit Ernst und Arbeitsfreudigkeit geführt zu werden.

Doch über solche Dinge soll eine Frau wohl, trotzdem das neue Vereinsgesetz ihr den Zutritt zu öffentlichen Versammlungen und politischen Vereinen gewährt, ihr Urtheil zurückhalten. Also zurück ins Neuhäusliche. Wir sind in dem von Wallot erbauten Haus besonders stolz auf die lange Wandelhalle mit ihrer Rotunde, ihren Bildwerken und ihrem mächtigen Kronenleuchter; aber (der geniale Erbauer des Reichshauses möge mir nicht zürnen) die mit Säulen geschmückte, wesentlich längere, aber schlicht gehaltene Wandelhalle des Laurischen Palastes wirkt vornehmer und großartiger. Kein Fremder darf während der Sitzungen diesen Raum betreten; die Abgeordneten und die Minister ergehen sich hier und kein Provinziale stört sie, wie bei uns gar so oft, mit der Bitte um eine Eintrittskarte.

Welche Feste mag dieses Haus gesehen haben, ehe es umgebaut wurde? Noch heute sieht man hier Räume, wie sie kaum in einem deutschen Fürstenschloß zu finden sind. Die prächtig ausgestatteten Zimmer mit alten Deckenverzierungen und Malereien sind fast zu vornehm und wohl nicht immer ganz tauglich für ihren neuen Zweck. Dem Präsidenten gehört ein hoher Saal mit prachtvollen Lustres, goldenen Sofas und Tischen mit Platten aus Lapis Lazuli. Dem Bureau und der Registratur sind Riesenträume angewiesen. Auch die Journalisten haben sehr große Arbeitszimmer. Alles wird uns gezeigt. Alte Studienfreunde und Schüler begrüßen meinen Mann und die Präsidenten erweisen dem deutschen Kollegen jede Freundlichkeit. Wir haben im Haus der Duma gute Stunden verlebt.

Waldfrieden.

Luise Baasche.



Wie es wurde.*)

Umgeben von blühenden Wiesen und wohlbebauten Kerkern liegt das Gebirgsdorf Altbeuern. Es zählt nur wenige Häuser und nur wenige Einwohner. Aber die Häuser sind wohnliche, malerische Gebäude und die Leute, die darin hausen, sind schöne, von Kraft strotzende Menschen. Kaum Einer oder der Andere von ihnen ist je über den Umkreis der hohen schneebedeckten Berge, die das Dorf von allen Seiten gleich einem mächtigen Gürtel umziehen, in die Welt hinaus gedrungen. Die Bauern von Altbeuern sind ehrliche Menschen.

Das schönste Mädchen im Dorfe war zur Zeit, wo diese Erzählung beginnt, die Kohler-Mali. Sie war ein junges Ding, kaum sechzehn Jahre alt und schlank wie eine Lanne.

Der schönste Bursche von Altbeuern war der Gruber-Hies. Er zählte zwanzig Sommer, war gewachsen wie eine Eiche und stark wie ein Stier.

Die Kohler-Mali war die Tochter einer armen Häuslerin. Sie mußte zusehen, wie sie sich durch das Leben schlug.

Der Gruber-Hies war ein lediges Kind. Als Kind hieß er Hies.

*) Diese Novelle ist in den Band aufgenommen worden, der, unter dem Titel „Evodé?“, nächstens bei Ernst Hofmann & Co. erscheint.

Keineswegs schlecht. Jeder hatte den starken, fröhlichen Burschen gern als Knecht in seinem Haus und an seinem Tisch.

Es war eine ganz natürliche und ordnungsgemäße Sache, daß die beiden schönsten Menschen von Altbauern mit einander „gingen“. Jedermann war es zufrieden. Selbst der Herr Pfarrer, ein alter, würdiger Herr, wußte eigentlich nichts Stichthaltiges dagegen einzuwenden. Am Meisten aber waren mit dieser Weltordnung die Wali und der Hies selbst einverstanden.

So schien Alles im besten Gleis. Da mußte der Gruber-Hies zum Militär. Abends nahm er von der Wali Abschied. Es war eine schwere Stunde. Auf der Waldwiese, nah bei der Königlichen Schäge, lagen einige gefällte Bäume. Dort hin hatte der Rekrut sein Mädchen geführt. Hier wollten sie den letzten Händedruck tauschen. Er wußte ihr allerdings nichts Anderes zu sagen, als was er sich selbst und Jedem, der es hören wollte, seit vierzehn Tagen unermüdtlich wiederholte: daß der Abschied sein müsse und daß man nichts dagegen machen könne.

Beide sprachen während dieses Stehens nur wenig. Sie begnügten sich damit, Hül neben einander zu sitzen und gemeinsam in das von geheimnißvollem Mondlicht übergoßene Thal zu blicken. Leise murmelnd drang das Rauchen des Waldbaches herüber.

Am nächsten Morgen zog der Gruber aus seinem stillen Dorfe nach München, wo er in des Königs Leibregiment dienen sollte.

Der Winter kam ins Land.

Langsam rückte die Schneedecke von den Gipfeln der Berge, von den verlassenem Klüften immer tiefer gegen das Thal. Jeder Morgen brachte die weiße Grenze näher und näher. Es währte nicht lange, so waren die breiten, dunklen Schindeldächer der Häuser von Altbauern über Nacht mit einer fußhohen, glühenden Schneemasse bedeckt. Aber in den niederen, kleinsten Stuben war es um so heimlicher und gemüthlicher geworden.

Die Wali dachte oft an den Hies. Wenn sie abends allein bei der Mutter saß, meinte sie manchmal, daß die Thür jeden Augenblick aufgehen und die hohe, breitschultrige Gestalt des Geliebten einreten müsse. Driefe wurden nur höchst selten gewechselt. Denn beiden jungen Leuten bereitete die edle Schreibekunst weit mehr Rühr als Vergnügen.

Daß sie einander gern hatten, wußten sie, ohne es „schriftlich“ zu haben. Und Das ist schließlich die Hauptsache.

Der Winter dauert im Hochgebirge doppelt so lange wie in der Ebene. Auch das Frühjahr ist dort kein gezierter, liebgerirrender Bengel, der die Hölle und Schalmel bläst. Mit polternden, tosenden Wildbächen und verherenden Laminen kündigt er sich an. Nur nach langen, hartnäckigen Kämpfen gelingt es dem jungen Herrscher, sich den Thron zu sichern. Im Pfingsten ist der Sieg oft noch nicht endgiltig entschieden.

Für diese Feiertage durfte der Hies ins Dorf auf Urlaub kommen. Die Wali schwamm in heller Festesfreude. Stolz schritt sie an der Seite des jungen Vaterlandsverteidigers durch das Dorf und sah sich nicht wenig, als Alle den strammen „Veiber“ bewunderten. Er sah auch wirklich prächtig aus in seiner hellblauen Uniform mit dem roten Kragen und den silbernen Knöpfen. Selbst weiß Handschuhe durfte er tragen, gerade wie die Herren Salinendameen bei der Fron-

Leichnamspojektion oder an Königs Geburtstag. Nachmittags mußte er im Wirthshaus den reichsten Bauernsöhnen erzählen, wie es drunten in der Stadt aussah und wie es eigentlich beim Militär zugeht. Die Mali durfte neben ihm sitzen und seinen Worten lauschen.

Da kam ihr plötzlich der Gedanke, auch in die Stadt zu ziehen und einen Dienst zu suchen. Aber der Hies lächelte sie aus. Dort seien so viele Mädchen, daß sie alt würde, ehe sie einen Platz fände.

Pfingsten war lange vorüber und der „Leiber“ längst wieder bei seinen Kameraden in der Kaserne.

Die Mali dachte nach wie vor viel an ihn. Nur verband sie jetzt sein Bild mehr, als unbedingt nötig war, mit dem städtischen Treiben und den städtischen Freuden, die er ihr in seiner einfachen, drastischen Sprache geschildert hatte.

Mitte Juli geschah ein in Altbeuern noch nie dagewesenes Ereigniß. Eine Postkutsche rollte in das Dorf und hielt vor dem Gemeindegewirthshaus. Dem Wagen entstiegen ein städtisch gekleideter Herr, eine Dame und drei Kinder. Es waren schwarzäugige und schwarzhaarige Menschen, die mit seltsamer Betonung sprachen und den bayerischen Dialekt nur schwer zu verstehen schienen. Die Dame trug ein leichtes Reisefleid und viel goldenen Schmuck. Als Kopfbedeckung aber hatte sie einen grünen Hut, wie er im Gebirge getragen zu werden pflegt, gewählt. Die drei Knaben waren als kleine Matrosen herausstaffirt.

Das Erstaunen der Bauern wuchs, als der fremde Herr nach einer „Sommerwohnung“ Umschau halten wollte. Das kannte man damals in Altbeuern nicht. Man verspürte auch gar keine Lust, seine Stuben den Städtern einzuräumen. Aber der Fremde ließ sich nicht abschrecken. Er schien an Altbeuern Gefallen gefunden zu haben und hatte richtig bald einen Bauern überredet, ihm gegen billiges Entgelt zwei Kammern zu überlassen.

Nun wollte der Fremde (auf dem Bürgermeisteramt hatte er sich als „Herr Goldstein, Kaufmann aus Hamburg“ gemeldet) eine Magd und bot einen verhältnißmäßig hohen Lohn. Die Mali erklärte sich bereit, den Posten anzutreten. Sie konnte ganz gut gleichzeitig der alten Mutter und der fremden Dame in der Wirthschaft behilflich sein.

Die Familie Goldstein blieb den ganzen Sommer. Die blaffen Knaben erhielten in der würzigen Waldluft ordentlich rothe Backen, was die Mutter nicht genug bewundern konnte. Auch die Mali hatte ihre Freude daran, denn sie hatte die aufgeweckten Kinder von Herzen liebgewonnen.

Als der Herbst anzog, rüsteten die Fremden zur Abreise. Herr Goldstein hatte mit seiner Hausfrau lange, geheimnißvolle Besprechungen, während deren die Mali stets aus der Kammer geschickt wurde. Das Ergebnis dieser Konferenzen bildete der Antrag, die Kohler-Mali solle die Familie Goldstein nach Hamburg begleiten. Sie boten ihr einen anständigen Lohn. Nur mußte sie sich verpflichten, so lange bei ihnen zu dienen, bis sie die Auslagen der Reise und die Anschaffung der nöthigen städtischen Kleidung abgedient hätte. Natürlich könne sie im Haus des Kaufmanns nicht ihren Bauernkittel tragen.

Das Mädchen hatte ihre Bedenken. Ob es weit von Hamburg nach München sei? Sehr weit! Ob Hamburg so schön wie München sei? Biel schöner. Das Ende war, daß das Bauernmädchen mit den Städtern davonzog.

Als die heimathlichen Berge immer weiter in der Ferne verschwanden, wurde es dem jungen Ding doch schwer ums Herz. Aber nach einem Jahr würde sie ein schönes Stück Geld verdient haben und heimkehren. Damit tröstete sie sich.

Neue Eindrücke stürmten auf sie ein. Schon die Eisenbahn allein, die sie früher nie gesehen, war ihr etwas Ungeahntes und Veräudendes.

In München blieb die Familie einige Stunden. Die Mali wollte ihren Hies verständigen, damit er auf den Bahnhof komme. Das erschien ihr so selbstverständlich. Aber Frau Goldstein legte ein energisches Verbot ein. Zum ersten Mal ahnte die junge Magd, daß das Dienen auf dem Lande doch grundverschieden sei von dem in der Stadt, bei „Gebildeten“.

Gleich nach ihrer Ankunft in Hamburg schrieb sie dem Geliebten. Einen langen Brief mit endlosen Sätzen, von denen jeder mit „So“ anfing. Ein Gelehrter wäre kaum aus diesem Schriftstück klug geworden. Es bedurfte eines bayerischen Bauernkopfes, um den Sinn dieser anscheinend ganz unzusammenhängenden Perioden zu verstehen. Von der Familie Goldstein, von einem „Wiedertsehen“ und von ewiger „Lieb und Treu“ war darin viel die Rede.

Der Gruber-Hies sah auf seinem Bette und entzifferte das Schreiben. Es war ihm gar nicht recht, daß das Mädel ohne sein Wissen und Wollen nach Hamburg gegangen war. Ein Soldat seiner Compagnie war einmal dort gewesen und erzählte viel und gern davon. Aber eben Das, was er vernommen, wollte dem ehrlichen Gebirgler gar nicht gefallen. Der Kamerad lebte in Saus und Braus, obgleich er von zu Haus keinerlei Zuschuß erhielt. Daß man ein solches Leben nicht von der Löhnung bestreiten konnte, wußte der Leiber Gruber nur zu gut. Man sah diesen Soldaten oft mit schöngekleideten Mädchen auf den Tanzböden und an sonstigen Vergnügungsorten. Er trug einen Ring am Finger und sogar eine goldene Uhr.

Hies war nicht auf den Kopf gefallen. Bald kannte er die Quelle dieses unfauberen Reichthumes. Einmal meinte der Kamerad, er könne es eben so gut haben. Aber da war er an den Falshen gerathen! Das mochten die Städter halten, wie sie wollten. Es ging zwar dem Gruber-Hies knapp, sehr knapp. Denn Geld besaß er ja keins. Dagegen versägte er über einen ausgezeichneten Wagen, der die königliche Kost rascher verdaute, als es gerade angezeigt war. Aber er hatte ein warmes Zimmer, einen Strohsack und immeshin genug, um sich einmal des Tages satt zu essen. Mehr brauchte der Gruber-Hies nicht, um ehrlich und rechtschaffen zu bleiben.

Sechs Monate später kam wieder ein Brief der Mali. Er war diesmal viel besser geschrieben. Kürzere Sätze verließen darin in gebrechelten Worten gebrechelten Gefühlen Ausdruck. Von der Familie Goldstein war wenig die Rede. Dagegen wurde ein Herr, ein gewisser Herr Jacques, erwähnt, der ihr öfters Theaterkarten schenke. Ob der Hies auch manchmal ins Theater gehe. Das war der letzte Brief, den der Leiber von der Mali erhielt.

Als er seine drei Jahre abgedient hatte, kehrte er nach Alsbauern zurück. Er forschte nach dem Mädchen. Niemand wußte Etwas von der Mali. Die alte Mutter war gestorben. Nicht lange litt es den beurlaubten Krieger in der Heimath. Er war draußen, beim Militär, ein Anderer geworden. Er hatte Manches gesehen und Manches gehört. Seine ehemaligen Freunde hatte man in der Stadt Bauernsdöpel genannt.

Daß er gut zu arbeiten verstehe, wußte er. Wurde gute Arbeit nicht in den Städten gut bezahlt? Was sollte er noch im Dorf, wo er Allen fremd geworden war?

Da war es besser, er griff nach dem Wanderstab,
Und er wanderte.

Abermals waren drei Jahre vergangen. Ein kalter Regen fiel vom bewölkten, herblichen Himmel. Der Wind piff mit so mächtiger Gewalt durch die Straßen von New York, daß die Menschen nur mit Mühe die schützenden Schirme über den Kopf zu halten vermochten.

Vom Hafen her schritt ein großer, breitschultriger Mann der inneren Stadt zu. Den abgegriffenen grünen Filzhut hatte er mit herabgezogener Krämpe so dicht wie möglich in die Stirn gedrückt, die Hände in die Taschen der Beinkleider vergraben und den Kragen des dünnen, fadenscheinigen Sommerrocks aufgeschlagen. Vor einer Taverne, wie sie in der Nähe des Hafens zu Duzenden zu finden sind, blieb er stehen. Einen Augenblick zögerte er. Dann holte er aus der Tiefe seiner Tasche einige Kupfermünzen hervor und überzählte den kleinen Betrag. Es war das letzte Geld. Er trat ein und kaufte mit diesem letzten ein Glas Schnaps. Dazu reichte es gerade noch.

Die Taverne war ein großer, laßler Raum. Hölzerne Bänke, Tische und Stühle. Im Hintergrund ein Schanktisch und hinter diesem eine offene Thür, durch die man einen dunklen Gang betrat. Eine Gasflamme braunte dort. Nur wenige Gäste waren anwesend. Fast alle hatten an den dem Ausgang zunächstliegenden Tischen Platz genommen, wo es freundlicher und heller war.

Der arme Mann setzte sich still in eine Ecke und legte seinen regenschweren Hut neben sich. Hierig trank er in großen Zügen das starke Getränk. Die er den Kopf zurücklehnte, um die letzten Tropfen im Glase zu schlürfen, konnte man an seinem abgemagerten Hals fast sehen, wie die Flüssigkeit durch die Gurgel rann. Wer hätte in dieser ausgemergelten Proletariertgestalt den schönen Gruber-Hies wieder erkannt? Und er war es doch.

Er hungerte. Aber er hatte kein Geld, um sich Nahrung zu kaufen. Seit vierundzwanzig Stunden hat er nichts mehr genossen als einige Gläser Brauntwein. Der war billig und wärmte den nassen, erstarrten Körper. Dabei war er den ganzen Tag umhergelaufen; in der Millionenstadt. Wohl an fünfzig Orten hatte er nach Arbeit gefragt. Verzweifelt um Arbeit gebettelt. Seit drei Wochen schon führte er dieses Leben. In Europa hatte man ihm Goldene Berge versprochen, wenn er in Amerika arbeiten wollte. Und der Gruber-Hies wollte arbeiten. Als er aber in der Neuen Welt gelandet war, machte er die traurige Erfahrung, daß es hier noch schwerer als in der alten Heimath sei, Arbeit zu erhalten.

Er hatte den Einfall gehabt, auf das Konsulat zu gehen. Dort war er ater schnell vor die Thür gesetzt worden.

So ein großer, starker Mensch solle sich doch um eine Arbeit umsehen! Er ging: Gott im Herzen und einen Fluch auf den Lippen. Der kleine Sparpfennig war verbraucht. Die bittere Noth begann.

Kleider und Wäsche waren zum Theil verkauft, zum Theil dem Leihhaus verfallen. Hies Gruber nannte auf Gottes weiter Welt nichts mehr sein Eigen-

als seinen abgetrassenen grünen Hut, sein grobes Hemd, das sadenscheinige Beinkleid und den dünnen Sommerrock. Noch Etwas; den schmalen lebernen Riemen, der das Beinkleid um seine Hüften schnallte. Der gerade leistete ihm gute Dienste. Heute hielt er noch den knurrenden Magen in Ordnung; und morgen . . . morgen konnte er sich an ihm aufhängen.

Der kalte Regen hatte den armen Burschen bis auf die Haut durchnäßt. Er hungerte. Die Nacht brach an. Langsam füllte sich die Schänke. Man zündete die Gasflammen an. Hies lehnte in seiner Ecke. Eine grenzenlose Gleichgiltigkeit kam über ihn. Er starrte auf das leere Glas. Kein Tropfen war mehr darin. Wie er so saß, halb schlafend, halb wachend, vergaß er fast, daß er in der nächsten Stunde wieder hinaus mußte in die dunkle Nacht, wo der kalte Regen so mittheilend vom sternlosen Novemberhimmel herniederrieselte. Und dann würde er in keine Schänke mehr treten können, um sich zu wärmen, um einen belebenden Trunk zu thun. Die nächste Erleichterung war für ihn der Tod, das nächste Obdach die Mutter Erde, in die sie ihn verscharren würden. So lange das starke, gesunde Herz unter dem dünnen, nassen Kittel schlug, blieb er obdachlos und hungernd.

Bescheminte Mädchen traten ein und gingen zwischen den Tischen auf und nieder, hier einen Schluck aus einem ihnen gereichten Glase trinkend, dort ein derbes Wort nicht weniger derb erwidern. Eine von ihnen kam bis zum Hies. Sie blieb stehen und blickte aufmerksam auf den elenden Mann. Er bemerkte es nicht. Was gingen ihn diese Weiber an! Sie aber trat auf ihn zu und rief erfreut, erstaunt: „Das ist ja der Hies? Wie kommst denn Du her?“

Er hob betroffen den Kopf. Wer kannte ihn hier? Es that ihm wohl, seinen Namen in der heimatlichen Mundart ausgesprochen zu hören.

Er starrte das Weib an. Es war eine Frau in auffallender Kleidung, mit Federn auf dem Hut und falschem Schnuck am Hals. Er schüttelte den Kopf. Rein: Die hatte er nie gekannt.

Das Mädchen ließ sich aber nicht irrit machen und setzte sich gleich zu ihm: „Kennst mich denn wirklich nimmer?“ fragte sie belustigt. „Die Mali!“

Da fiel es ihm ein! Die Kohler-Mali! Sein Wädel aus den Bergen! Hergott, was war aus Der geworden!

„Kann ich mir Etwas bestellen?“ fuhr sie im geschäftsmäßigen Ton fort, da gerade der Kufmürter an den Tisch getreten war.

„Ich hab' ja Span,“ stieß der einst so stolze Bauernbursche rauh hervor; ein unschönes Lachen sollte seine Beschämung verbergen.

Sie blickte ihn genauer, prüfend an und schien erst jetzt sein Elend zu bemerken. Aber sie blieb bei ihm. Sie bestellte sogar ein Glas Bläbwein und schob es ihm zu. Er trank. Ihn froh und hungerte so sehr. Das Mädchen schien es zu errathen. Sie bestellte Speise und Trank. Augenscheinlich machte es ihr Freude, ihn zu bewirthen. Lange saßen sie beisammen und plauderten von der Heimath, vom Dorf, von der Verwandtschaft. Sein Elend und ihre Schande wurden mit keinem Wort erwähnt.

Es war fast Mitternacht, als sich die Mali erhob. Sie forderte den ehemaligen Freund auf, ihr ein Stück Weges das Geleit zu geben. Das konnte er ihr nicht abschlagen.

Draußen stürmte und regnete es ärger als vorher. Die Mali schritt rasch durch eine Anzahl enger Gassen; sie hielt den Schirm dicht über ihrem Kopf. Der

Dies folgte ihr; er froh in seinen dünnen Kleidern. Nach der schwülen Hitze der Schänke litt er noch empfindlicher unter der Kälte. Wo würde er den Rest der Nacht zubringen? Unter irgendeiner Brücke. Bei dem Hundewetter!

Vor einem schmalen, hohen Haus blieb das Mädchen stehen und öffnete die unversperrte Thür. Drinnen im Flur wollten sie von einander Abschied nehmen. Er reichte ihr die Hand und dankte für die Bewirthung. Sie meinte lachend, es sei nicht der Rede werth. Dabei ließ sie seine Hand nicht los und spielte liebkosend mit seinen kalten Fingern. Gerade so, wie sie es früher oft gethan, vor langen Zeiten, auf der Waldwiese von Altbeuern.

Da warf der Wind krachend die Hausthür ins Schloß. Nun war es ganz finster um sie her. Schwelgend standen sie eine Weile.

Dann fragte er plötzlich und unvermittelt: „Na, soll ich zu Dir hinauf kommen?“ Sein heißer Athem weht ihr in das Gesicht. Sie antwortet nicht. Aber ohne seine Hand loszulassen, führte sie ihn die Treppe hinauf in ihr Zimmer.

Es war ein kleiner Raum, mit verschoffener Pracht eingerichtet. Ein breites Bett stand an der Wand. Ihm gegenüber der Waschtisch mit allerlei Flaschen und Büchsen überladen. Näher dem Fenster ein Sofa und ein Kleiderschrank. Ein bunter Teppich bedeckte den Boden. Der kleine eiserne Ofen strahlte wohlthuende Wärme aus.

Dies Graber hatte Zeit, dies Alles zu beobachten, während die Mali Hut und Mantel ablegte. Den regenschweren Filz auf dem Kopf, die Hände in die Hosentaschen vergraben: so stand er mit finsternem Gesicht dicht bei der Thür. Ihm war gar eigenthümlich zu Muth. Die Mali trat auf ihn zu und fragte, ob es ihm etwa gereue, mit ihr gegangen zu sein.

„Nein. Das nicht!“ erwiderte er rauh.

Da sagte sie seine erstarrten Gelenke und zog ihm die Hände aus den Taschen. Dann gab sie ihm einen ermunternden Schlag auf den Rücken, versperrte die Thür und legte sich in das Bett.

Langsam, schweigend fing auch er an, sich zu entkleiden.

Als er am nächsten Morgen erwachte, fand er die Mali schon auf und munter. Sie brachte ihm das Frühstück und schien eine besondere Genugthuung darin zu finden, ihn zu bedienen.

Ueber Nacht war der erste Schnee gefallen. Er dachte, wie das vergebliche Suchen und Betteln um Arbeit nun wieder beginnen würde. Da hub das Mädchen an: „Du . . . Dies . . . Mir ist Etwas eingefallen . . . Du sollst ganz bei mir bleiben!“

Erst wollte er nichts davon hören. Sie aber verlegte sich auf das Bitten. Er war kampfesmäde; und willigte ein.

Im Ofen knisterte behaglich das Feuer. Die Mali brachte Cigaretten. Er lag auf dem Rücken im Bett und blies blaue Ringe in die Luft.

Plötzlich jedoch richtete er sich auf und meinte zögernd, fast drohend: „Du . . . Nach Haus schreiben darfst aber nicht . . . Das sag' ich Dir!“

Sie lachte. „Red' nicht so dumm! Das geht Keinen was an als uns Zwei!“

Er sank auf den weichen Psühl zurück. Sie beugte sich über ihn, um ihn zu küssen. Er ließ es gleichgiltig geschehen.

So wurde er, was er ist.

Renoir. *)

Die siebenziger Jahre sind für Renoir, was für Manet die sechziger waren. Die Werke dieser Zeit werden stets die größte Stimmzahl für sich haben, wie die Olympia oder Déjeuner sur l'herbe. Sie zeigen den Künstler so vorthellhaft wie möglich. Er besitzt die traditionelle Vollendung, ist als Persönlichkeit vollkommen kennlich und dabei doch noch den überlieferten Werthen so nah, daß die Prüfung leicht fällt. Für Leute, die der Bequemlichkeit solcher Prüfungen nicht bedürfen, denen die traditionelle Vollendung nicht über die individuelle geht und die vom Künstler Das am Höchsten stellen, was seinen künstlerischen Zielen am Nächsten kommt, beginnt erst jetzt der rechte Renoir. Er hat bis dahin sich und Anderen sein Recht auf Existenz nachgewiesen. Nun hebt die höhere Existenz an, die Verfeinerung des Persönlichen, die Kondensierung seiner Resultate, die Formulierung seines Begriffes von Modernismus. Er gleicht dem Dichter, der nach der Exposition der materiellen Thatfachen zur psychologischen Handlung schreitet. Uebrigens war es mit der leiblichen Existenz noch nicht weit her. Choquet, der treue Prophet Cézannes, Renoirs erster Helfer, verfügte bei seinen Aufträgen nur über bescheidene Mittel. Die „Lise“ hatte, als sie glücklich verkauft wurde, kaum die Ausgabe an Leinwand, Rahmen und Farben gedeckt. Man hatte sie mit hundert Francs bezahlt; und ungefähr die selbe Summe blieb auch jetzt noch bis Ende der sechziger Jahre für Monet, Sisley und Renoir die gewohnte Lage im Hotel Drouot. Der menschliche Werth der folgenden Leistung wird durch solche Zahlen nicht verkleinert. Die Entwicklung geht zunächst nach der Richtung der Farbe. Renoir sucht die von allen möglichen Reminiscenzen durchsetzte Palette zu reinigen und Monets Forderung einer chromatischen Harmonie besser als vorher zu erfüllen. Man muß sich diese Entwicklung nicht als mechanische Prozedur vorstellen. Der Unterschied zwischen der „Loge“ und dem großem Bild im Musée du Luxembourg, „Moulin de la Galette“ (von 1876), erschöpft sich nicht mit der objektiven Reinigung der Farben. Denn diese wird erst bei der Analyse des Bildes offenbar, bestimmt nicht die Totalität des Eindruckes, ganz abgesehen davon, daß die absolute Reinheit in dem Gemälde noch lange nicht erreicht ist. Noch schwankt die Basis zwischen ungelöstem Schwarz und Blau. Was in die Augen springt, ist die größere Lebendigkeit des Ganzen. Das Fleisch ist nicht mehr das „beau morceau“ des Virtuosen, sondern wird Theil einer mehr pantheistischen Anschauung. Wie in der „Lise“, in dem Mädchen der Nationalgalerie und im Doppelportrait Sisleys sehen wir Menschen im Freien, aber es scheint fast, als ob das Freie vorher ein übernommener Begriff war, für einen dekorativen Hintergrund passend, während es jetzt ein Kosmos ist mit

*) S. „Zukunft“ vom dreizehnten Juni 1908.

Luft und Licht, in dem sich Menschen bewegen. Der Pinsel scheint die Leinwand wie die Sonne die unter den Bäumen tanzende Menge zu treffen. Dieser Vertiefung des Natürlichen dient die Reinigung der Palette. Wie in jedem gelungenen Gemälde, bildet die Farbvertheilung die Vielheit der Erscheinungen. Dieses ordnende, also rhythmische Element gelangt, wie schon Delacroix zeigte, da, wo reine Farben als Basis dienen, zu einer viel ausgiebigeren Wirkung als die alte Methode, weil innerhalb reiner Farben die Variationen der Harmonie ohne Gefährdung der Einheitlichkeit viel weiter getrieben werden können. Freilich stützt sich die Einheitlichkeit auf andere Elemente als in den früheren Bildern. Der Farbenfleck wird der Träger der Wirkung; was vorher fest zusammengesetzt war, wird gelöst. Diese Auflösung der vorher erlangten Form zu Gunsten einer neuen geht nicht ohne Opfer vor sich. Es wagt von Farben in diesem fröhlichen Tanz, wo die Sonne mitzutanzten scheint; aber man wird eine gewisse Unruhe nicht los, wenn man der Geschlossenheit der früheren Werke gedenkt, und nicht jeder Betrachter wird in der Einsicht, daß neue Zwecke neue Formen bedingen, vollen Ersatz finden. Am Schwersten fällt die Entscheidung zu Gunsten der späteren Werke bei den rein landschaftlichen Motiven. Ich kenne kaum eine späte Landschaft, die sich neben das kostbare kleine Bild mit dem Badewagen („La Grenouillère“) stellen läßt. Selbst die strahlenden Ansichten Benedigs haben nicht den unerklärlichen Charme dieser zierlichen Erfindung. Der Umstand, daß die späteren Landschaften reinere und lichtere Farben zeigen, geht an dieser Empfindung spurlos vorüber.

In der Darstellung des Menschen im Freien und im Interieur übertraf Renoir bald das Niveau des Moulin de la Galette. Noch experimentirte er. Die vielen Studien nach Gruppen im Freien von der Art der „Tonelle“ dienten ihm nur zu Studien der Bewegung des Lichtes. Die chromatische Reinheit wurde schon in der „Balancoire“, heute im Luxemburg, erreicht, die nach 1876 entstand; einer schönen Symphonie in Blau. Die Quadritung des rosa Weges durch die Sonnenflecke und die Schatten der Figuren waren in reinen violetten Tönen gegeben. In dem kleinen Bilde des selben Jahres, das unter dem Titel „Atelier de l'Artiste“, Monet, Bissaro und drei andere Freunde des Künstlers vereinte, versuchte Renoir zum ersten Mal, seine Erfahrungen mit dem Pleinairismus auf ein Gruppenbild im Zimmer zu übertragen. Es blieb Skizze. Aber kaum zwei Jahre später gelang der Versuch über alle Maßen in dem großen Bildniß der Familie Charpentier, das seinem Autor im „Salon“ von 1879 den ersten großen Erfolg eintrug und ihn jetzt in Amerika, im Metropolitan Museum von New York, würdig vertritt. In der Palette ließ Renoir bei diesem Hauptwerk die Konsequenz der modernen Koloristik außer Acht. Zu seinem Glück, möchte man hinzufügen; denn man kann sich kaum denken, wie die kostbaren schwarzen Töne im Kleid der Dame

und in dem Bernhardiner zu ersetzen wären. Sie bewahren die orientalische Buntheit des Ganzen vor den Klippen eines Alfred Stevens und geben, zumal mit dem Gelb und Violett des Teppichs und den zarten Tönen der kleinen Mädchen, wundervolle Kontraste. Die Anordnung fordert die alten Meister in die Schatten. Die große, scheinbar zufällig entstandene Kuroe vom Ende der pompösen Schleppe des Damenkleides bis zu dem Kopf des Hundes läßt den ganzen Komfort des Milieus zur Geltung kommen. Diesen Umriss bereichert die Struktur der verschiedenen Materien. Sie wirken wie gestickt mit Farben, dabei doch leicht und ganz natürlich. Guysmans meinte von dem Bilde, die Farben sähen wie „effacées avec un tampon de linge“ aus. Man glaubt hier in der That schon die Interieur-Behandlung eines Bonnard angedeutet zu finden. Unter der Hülle eines gewissen Konventionalismus, der die Pikanterie vergrößert, verbirgt sich mancher Hinweis auf die Zukunft. Die Früchte und Blumen auf dem Tischchen des Hintergrunds deuten auf die wachsende Fähigkeit der späteren Stilleben Renoirs. In den Gestalten endlich, in der Dame wie in den Kindern, ahnt man die Höhe, zu der sich Renoir als Maler des Weibes erheben sollte.

1880 erschien im Salon das schlafende Mädchen auf dem Sessel. Auf seinem Schoß liegt eine schlafende Kage und das Ganze wirkt wie ein Symbol des Schlafes. Was würde Delacroix, der an Courbets schlummernder Spinnerin-Gefallen fand, zu dieser Darstellung schlafenden Lebens gesagt haben! Die Erinnerung an Courbet klingt in diesem Bild noch wie ein leises Echo mit; aber was Courbet vermochte, die in die Poren der Leinwand gepreßte Sichtbarkeit des Animalischen, scheint hier mit gleicher Wucht in eine höhere Sphäre getragen. Immer noch bleibt das Wesen animalisch; wäre es anders, so wäre das Resultat Lüge. Aber diese Erkenntniß liegt nicht, wie bei Courbet, im Vordergrund der Betrachtung, sondern befestigt die seelische Manifestation des Meisters. Ich weiß nicht, warum man bei diesem Bild Etwas von dem verschwiegensten Wesen der Frau zu erschauen meint, trotzdem sie uns nicht einmal anblickt. Die lässige Hingabe im Traum hat Fragonard oft mit Meisterschaft gemalt. Doch können wir uns vor diesem Renoir nicht einer leisen Betrachtung seiner Art erwehren. Man möchte Fragonard in solchem Moment nicht sehen, nicht aus Abscheu vor der Unkeuschheit seiner Muse (wer wäre so unfrei!) sondern, weil seine Erotik sich gar zu schnell erschöpft. Man möchte, in Renoirs Zauber befangen, fast glauben, daß der berühmteste Frauenmaler des achtzehnten Jahrhunderts ein künstliches Wesen vor sich sah.

Hunderte solcher Bilder hat Renoir gemalt. Immer Mädchen, schlafend, sitzend, liegend, nur mit ihren Träumen beschäftigt. Man hat die Masse getadelt. Das Selbe könnte man mit nicht geringerem Recht Rubens vorwerfen. Die Menge gehört zu dem Symbol der Fruchtbarkeit, zu dem Renoirs göttlicher Optimis-

mus noch einmal die Frau werden ließ. Es strömt von Leben aus diesen aberhundert Mädchenaugen, Mädchenlippen, Mädchenbrüsten. Eine paradiesische Fleischslust, noch unverlangend, noch ungekrümmt von Leidenschaft, noch Jüdele und doch von starken Sinnen strogend. Die Liebe dieser prachtvollen Geschöpfe entwirzelt nicht. Man sieht ihre Zeugen in den Kindern Renoirs. Wer hat je solche Babies gemalt! Die Putten der Alten sehen wie Versuchstücke daneben aus. Wie hätte auch je eine Zeit, die nicht Alles aufs Spiel der Farbe setzte, das formlos Farbige des jungen Fleisches treffen können! Der Fair Children-Ausstellung 1895 in London fehlte das Beste, weil Renoirs Kinder fehlten. Er demonstriert mit immer prächtigeren Farben. Ein Rosa so zart wie die Haut des Pfirsichs oder leuchtend wie das Silber im Fleisch der Erdbeeren; wo es roth wird, meint man, geöffnete Tomaten zu sehen. Ein Blau wie der Himmel im Süden, den Keiner wie Renoir sah, zuweilen undurchsichtig und matt wie ungetrübte Türkise. Ein Gelb, das von Safran bis zu dem dunkelsten Ton der Orangen zieht und oft wie Goldquarz schimmert. Die Scala gilt Vielen für süßlich. Aber diesen Empfindlichen fehlt die Empfindlichkeit für das Beste. Zufrieden mit einer mechanischen Aufnahme der Kunst, reproduziren sie Renoir mit einem Dreifarben-druckverfahren, das alle feineren Differenzen unterdrückt und nur das Zuckerstangenros-, die Veilchenbläue und das blinde Weiß, die feststehenden Symbole für den Kommissgeschmack, übrig läßt. Sie sehen nicht die Töne zwischen diesen abgebrauchten Enden einer reichen und ganz originellen Scala. Vielleicht war wirklich die Vision des kleinen Porzellanmalers der Reflex einer banalen Farbensymbolik seiner Zeit. Daß in den reichsten Variationen seiner Blüthezeit immer noch dieser volksthümliche Anfang bemerkt wird, scheint mir ein seltener Vorzug.

Renoir schafft keine Farbenharmonien: er macht Materien, wie die Watteaus und Lancret's, nur noch viel schöner, schöner als Rubens sogar, prächtiger als die Großen von Venedig. Diese fürstlichen Herren sind ihm in tausend Dingen weit überlegen; sie wissen aus einem weniger reichen Material unendlich viel mehr zu machen; man gab ihnen den Raum dafür. Aber die Materie selbst, dieser Zauber, der auf einer winzigen Leinwand die Summe aller nur denkbaren Kostbarkeiten vereint und das Ganze doch noch so lebend erhält, daß es nicht wie ein Juwel, sondern wie das natürliche Gewand der dargestellten Dinge wirkt: Das hat Keiner vor Renoir zu machen verstanden. Unsere Zeit hat Intellekte. Wir machen erstaunliche Analysen und reduziren die Welt auf ein paar Zahlen. Und hier schafft Einer aus dem Dunst der Großstadt einen Garten strahlender Blumen, in dem Milch und Honig fließen und Menschen wandeln, die nie den Niedergang der Rassen gespürt haben. Schafft sie aus Fleisch und Blut, ohne Phantasmagorien, mit dem Licht, das die Haut lebender Modelle streift. Keiner der großen Männer Frankreichs des letzten Jahr.

hundertſ hat ſo überzeugend die unbändige Geſundheit dieſes Volkes erwieſen, von deſſen Decadence ſo manche Fabeln handeln. Es iſt ein Wunder, daß aus den Reihen der großen Skeptiker und kleinen Blagueurs ein Poſitioer hervorgehen konnte; ein noch größerer, daß es ein ſo reiner Künſtler war. Vor Allem: daß er es blieb, als ihm die Macht ſeiner Suggestion bewußt geworden war, daß ihn die Fülle ſeines Glückes nicht beläubte, ihm der Gedanke fern blieb, den Berg vom Populären zum Gipfel zurückzuwandeln, daß er nie müde wurde, zum Höheren zu ſteigen. Wie alle Großen, nahm er das ſteilſte Stück im reifen Alter. Es entzog ihn den Blicken der Menge.

Dieſes Stück umfaßt die Etapen von dem „Moulin de la Galette“ zum „Déjeuner des Canotiers“ von 1881, von dem Gruppenbild der Familie Charpentier zu dem der Kinder Berard von 1884 (in der berliner Nationalgalerie), von den weichen Fleiſchſtudien um das Jahr 1890 zu den „Baigneuses“ von 1885. Das Stück enthält die Erfüllung deſſen Verſprechens deſſen Debutanten: den Ausgleich zwiſchen den beiden Faktoren, die Courbet ungeeint ließ, der Materie und der Arabeske. Der Geiſt Delacroix's beherrſchte die biſher durchlaufene Bahn; die folgende ſteht unter Ingres.

Renoir hatte die Auflöſung der verhärteten Formen ſeiner erſten Zeit erreicht und Daſ, was früher Füllſel zwiſchen ſcharfen Linien war, zu einer ſprühenden Materie umgewandelt. So hatten Manet und Sejanne verfahren. Renoir erkannte die Gefahren hinter dieſer nothwendigen Entwicklung und ging daran, das Auseinanderfließende wieder zuzammenzuziehen und aus ſeinen maſſenhaften Fragmenten eine endgiltige Form zu bilden, noch feſter als die Werke deſſen Debut's, aber in Folge der Art der Theile vollkommen harmoniſch und frei von allen abkürzenden Härten.

Um das Jahr 1881 entſteht das große „Déjeuner des Canotiers“, eine Hymne auf das Sommerleben an der Seine. Junge Leute in lichten Kleidern, die Männer zum Theil in dem armloſen Tricot der Canotiers, ſind unter einem Zelt nach ſieben beendeten Wahlen beſammen. Es iſt ein weiterer Akt der Schilderung froher Jugend, die Renoir vorher im Moulin de la Galette beim Tanz gezeigt hatte. Wieder ein großes Format, aber mit viel weniger Figuren. Die Raſſenſchilderung, die nur der flüchtigen Impreſſion deſſen Lichtes und der Atmosphäre diente, iſt einer viel ſtrengerer Anordnung gewichen, ohne an Licht und Bewegung zu verlieren. Man glaubt, die Scherze der Pärchen zu hören, fühlt den Niederſchlag deſſen Momentes träger Zerfahrenheit nach den Freuden der Tafel, wenn ſich die gemeinſamme Stimmung in einzelne Zwiegeſpräche löſt. Dieſe abſichtlos psychologiſche Momente ſtreifende Schilderung wird mit wenigen, aber außerordentlich ſcharf beobachteten Geſten gegeben. Die Kleine, die ſich vorn am Tiſch mit ihrem Toutou amuſirt und darüber alles Andere vergißt, die gedankenloſe Betrachtung ihres Gegenübers,

die feste Blague der Anderen: alle diese Details beruhen auf minutiöser Beobachtung und erhalten nur von der gleichmäßigen Behandlung des Pinsels den Anschein des Zufälligen. Im Vordergrund namentlich merkt man die vorsichtig tastende Tendenz, das Bild mit abwechselnden Höhen und Tiefen, Kontrasten und Diagonalen zu organisiren. Der schräge Tisch und die kraftvollen Umrisse der beiden Canotiers im Vordergrund wirken wie die Hauptäste des Bildes, um die sich lockere Zweige gruppiren. Noch ist von keinem geschlossenem Linienrhythmus die Rede. Der Rhythmus wird hier, wie im *Moulin de la Galette* (und zwar jetzt viel sicherer als früher), von der Farbenvertheilung getragen.

Der Unterschied zwischen der ganz auf die Natur gerichteten Anschauung Renoirs und der abstrakten, von der Kunst ausgehenden Anschauung Ingres' erschwert uns die Vorstellung vitaler Beziehungen zwischen Beiden. Sicher sah Renoir in dem Meister des *Bain Turc* mehr ein werthvolles Prinzip als eine für ihn wesentliche Lösung. Aber dieser Platonismus verschloß ihm nicht die Vortheile der Befruchtung. Die Nähe wird viel deutlicher, sobald wir von dem sitzenden Typus der *Baigneuses* abgehen und an die weniger straffen, nicht weniger reizvollen Motive mit liegenden Frauen denken. Ihrer Zartheit waren die Krabesken Ingres' leichter zugänglich. Man muß an Corots Btheiligung an der selben Aufgabe denken, um unter der Leppigkeit der Schönen Renoirs die Linien des Vorbildes zu entdecken. Renoir vollendete die von Corot begonnene Belebung der *Odaliske*. Er rückte den gebenedeiten Leib, den Corot im Dämmerlicht gesehen hatte, in die helle Sonne und malte ihn mit ungebrochenen Farben. Doch behielt er von beiden Vorgängern die Grazie, die besser als Schatten und Gewänder verhüllt. Eine Grazie eigener Befittung. Das Linkische des *Autodidakten*, das Corots meisterlichen Gestalten eigen ist, das Ingres fehlt und fehlen mußte, der unumgängliche Entgelt für die Bereicherung des Malerischen, ist in den Mädchen Renoirs noch deutlicher zu spüren; und der Mangel entzückt und hier eben so wie bei den traulichen Geschöpfen Corots. Er mischt in die Süßigkeit des Trankes den Tropfen Herbheit, der die Fädeheit hindert. Erst ein Meister der folgenden Generation, der die Farbenfreuden Renoirs gesehen, aber Abstand davon genommen hatte, sollte die Schlankheit vollenden. Und doch: was wäre Maurice Denis, wenn man in der Linienreinheit seiner spiritualistischen Wesen nicht einen letzten Rest der draußen Ungelentigkeit Renoirs entdeckte? Daß uns Bonnard höher zu stehen scheint, verdankt er vielleicht nur seiner tieferen Verwandtschaft mit der Natürlichkeit Renoirs.

In der *Badeszene im Freien* (1885) stellte Renoir die gewonnenen Typen seiner *Baigneuses* zum ersten Mal zu einem figurenreichen Gemälde zusammen. Der Winkel eines Waldsees mit fünf Mädchen am Ufer und mit

Wasser. Zwei liegen und sitzen auf ihren Badetüchern am Ufer, eine dritte steht im Wasser und droht, die Gefährtin, die schon trocken ist und abwehrend Hand und Beine hochstreckt, zu bespritzen; im Hintergrund, halb im Wasser, sind noch zwei andere; die eine von ihnen hat die Hände im Haar. Ganz ingressiv ist die Absicht des prachtvollen Ornamentes aus den drei Frauen im Vordergrund; nur ist viel mehr erreicht, als dem Odaliskmalter vorschwebte, wenn auch das Plus in einer anderen Richtung liegt. Ingres wäre über die Zumuthung, vier strampelnde Beine an einem Fleck zu zeigen, außer sich gerathen. Von den zwanzig oder dreißig Weibern im Bain Turc sieht man kaum vier Füße; und gerade in dem Bruch mit dieser traditionellen Behutsamkeit, die Alles versteckt, was der getragenen Pose gefährlich werden könnte, liegt die Neuheit. Das Monumentale Renoirs ist sicher nicht unbedingt größer als die ingressive Form, aber aus einem unvergleichlich größeren Rohmaterial gewonnen und schon aus diesem Grunde reicher an Variationen. Es wies nicht nur Maurice Denis, sondern auch Seurat den Weg zu neuen Dekorationen, die sich der Zeit besser anzuschmiegen vermochten als das ingressive Schema. Freilich lag Renoir nichts an diesen weiteren Folgerungen. Man bemerkt an dem Bild, daß er nicht über das natürlich Gegebene dieses Motives hinauswollte. Es wäre sicher viel wirksamer gewesen, die Aufgabe auf die drei Hauptfiguren zu beschränken und diese vor einen möglichst ruhigen Hintergrund zu stellen. So hätte es der Stilist gemacht. Man bedauerte auch fast, daß Renoir es unterließ. Das Entsetzen in der Rue Laffitte wäre groß gewesen, das Bild vielleicht noch größer, der Mensch aber (und Das hat mittelbar keine geringe Bedeutung) kleiner. Sicher überzeugt deshalb das Bild nicht so schlagend wie die Bilder der Meister, die bewußter den Kompositionsgesetzen folgen. Denkt man es sich zwischen die kleine Perle Fragonards „Les Baigneuses“ und die Odaliske von Ingres, so verliert es auf den ersten Blick nach beiden Seiten. Die Figuren zeigen nicht das sichere Schema Fragonards, dessen wellige Rhythmen Wasser und Menschen umschlingen und den Betrachter mit in den Strudel hineinziehen, und sind nicht so sorgsam inszeniert wie die von Ingres. Aber man hat das Gefühl, als würde jedes von außen übernommene Schema der Komposition diese lebensfrohen Gestalten in einen engen Käfig sperren, auf Kosten ihrer Gesundheit. Diese Frische wird man bei Fragonard und Ingres vergeblich suchen. Was von Stilisierung in Renoirs Bild steckt, scheint nur gemacht, um die Frische noch deutlicher zu zeigen. Später dämpfte Renoir das Eklatante der Krabeske. Die Baigneuses bei Bernheim, kleineren Umfanges als das Bild bei Blanche, sind, dem intimeren Charakter der Szene entsprechend, verhüllter und toniger gehalten. Man glaubt, eine zu Fleisch und Blut gewordene Vision des Corot der Baigneuses vor sich zu haben.

Die erreichte Monumentalität übertrug Renoir natürlich auch auf seine

Portraits; und sie nützte besonders den Gruppenbildnissen. Es giebt wenige Einzelportraits späterer Zeit, zumal, wie im Werke Corots, sehr wenige Männer. Das Bildniß Wagners ist eins der seltenen. Renoir malte es im Winter 1881/2 auf einer italienischen Reise. In Venedig, wo die schönen Marinen entstanden, besorgte er sich Empfehlungen an den Komponisten, seinen und Fantins Gott. Als er nach Palermo kam, waren die Briefe verloren. Trotzdem gelang es ihm, als einem der ersten Vorkämpfer für den Meister, Wagner zu einer kurzen Sitzung zu bewegen. Er gab den Kopf in einer ganz hellen Harmonie, mit Betonung der weichlichen Züge. Eine höchst merkwürdige, aber flüchtige Auffassung, von der Wagner scherzend sagte, der Kopf gleiche dem eines protestantischen Pfarrers.*)

Den sicheren Fortschritt zeigen die Interieurs der achtziger Jahre mit den Gruppen von jungen Mädchen und Kindern. Das bedeutendste hängt jetzt in der berliner Nationalgalerie und stellt die Kinder des verstorbenen Renoir-Sammlers Berard dar, ursprünglich unter dem Titel „L'après-midi des enfants à Vagremont“ (datirt 1884). Es ist das nobelste Werk des Meisters und eins der vornehmsten Gemälde der modernen Kunst, weil es die Gaben seines Autors und die Errungenschaften des Impressionismus in der vergeistigtesten Form zeigt. Die Farbe enthält Renoirs ganze Palette, sein Rosa, sein liches Grün, die Blau, Orange und Roth; und trotzdem wird man in dem Bild kein Bravourstück des Koloristen bewundern. Es wimmelt von fabelhaften Einzelheiten. Die blauen und grünen Töne vereinigen sich in dem weißgeränderten Sofa. Hier und da liegt das Grün als Hauch auf dem Blau; an den hellsten Stellen scheint das Gemenge ganz vom Licht absorbiert. Noch heller steht dahinter die getäfelte Wand, in der das Blau fast zu Weiß verdunstet. Auf dem Sofa sitzt das reizendste Mädchen, das Renoir je gemalt hat, von dem Duft der Tänzerin des Jahres 74, aber unendlich leibhafter, greifbar lebendig. Es liest mit possirlichem Ernst in dem rothgetupften Bilderbuch. Ueber den schlanken Beinen in den glatten Strümpfen von dumpfem Dunkelblau sitzt das kolette Mädchen, blau und weiß karriert, darüber prall das Tricot im Blau der Strümpfe und darauf das Köpfehen im goldigsten Duft des Orange. Die selben Farben kommen immer wieder, in starken und in feinsten Kontrasten. Sähe man sie außerhalb des Bildes neben einander, so würde man es für unmöglich halten, aus dieser grellen Buntheit, fast ohne Mischung, ein Zimmer mit Menschen zu schaffen, von so subtilen Eigenschaften, wie sie das lesende Mädchen zeigt. Der Bertheilung gelingt Alles. Sie läßt die aus

*) Es war am Tag nach der Vollendung der Parsifal-Partitur. Außer Renoir war ein deutscher Konkurrent mit der selben Absicht zur Stelle. Wagner bewilligte eine Sitzung von zwanzig Minuten und Renoir soll wirklich nicht länger gebraucht haben. Eine bessere Wiederholung machte Renoir, ebenfalls sehr stizzenhaft, im Jahre 1893 für Herrn Cheramy, der sie noch besitzt.

Orange und Roth gewonnene Farbe des Haares in dem spiegelnden Parquet wiederkommen, wiederholt das Orange, zu Roth und Grün gestellt, in den Gardinen und, nur dunkler durchwirkt, in der Decke. Und all Das mit einer äußerst beschränkten Anzahl von Degradationen. Mit Abstönungen ist Alles erreichbar. Nie aber wäre mit ihnen der starke Klang des Bildes gelungen. Renoir beschränkt die Töne innerhalb der selben Farbe auf ein Minimum. Nur das Blau ist, wie wir sahen, reich gradirt. Es geht vom tiefsten Ton in dem Blumentopf mit den grünrothen Blumen zu der lichten Wand, aber ist fast identisch als farbiges Stilmittel wiederholt in allen Augen der Gesichter, hier von einem reinen Ultramarin, das wie frisch gebrochener Stein wirkt. Die Orange, Rosa und Roth werden im Wesentlichen nur durch die Mengen und die Kontraste modifizirt und haben wenige Töne. Das Orange verschärft sich nur in dem gelben Stuhl und behält sonst ungefähr den selben Tonwerth. Auch das Grün bewegt sich im Zimmer auf gleicher Höhe. Jenseits vom Fenster aber zaubert der Impressionist daraus einen Reichthum lichter Töne und erweckt, ohne präziſe Dinge zu beschreiben, die Vorstellung lachender Natur.

In den Figuren, abgesehen etwa von dem Mädchen auf dem Sofa, das sich um eine merkbare Nuance von den anderen unterscheidet, ist von einem auflösenden Impressionismus nichts zu spüren. Die festen, runden Gestalten der Gruppen wurden ganz synthetisch geschaffen. Die Gesichter sind bei aller Wahrscheinlichkeit des Bildniſshaften zu Typen geworden. Die Vereinfachung bringt sie der in ganz gleichen Farben gemalten Puppe nah, die dem ältesten Mädchen auf dem Schoße sitzt. Diese Puppe repräsentirt den Anfang einer von Stufe zu Stufe führenden Steigerung des physiognomischen Ausdruckes. Das Wagniß, Menschen nach dem Schema eines Spielzeuges zu bilden, war außerordentlich im Jahr 1884 und mag noch heute, trotz den hundert Stilrichtungen unserer Zeit, auf überzeugungstreue Naturalisten wie ein Hohn auf die ahnenreiche Menschheit wirken. Dem Kunstfreund ist die damit erlangte Königkeit des Figürlichen im Rahmen solcher Farben unentbehrlich. Die Kühnheit der von allen Traditionen absehenden, aber streng logischen Koloristik bedingte das zweite Wagniß. Wer das eine entbehren möchte, versteht das andere nicht. Der Vergleich mit der „Familie Charpentier“ erschließt eine schwindelnde Bahn. Dort ein Virtuosenhum von meisterlichen Gnaden, Alles, was Pinsel und Farbe an schmeichlerischen Reizen bieten, und eine glänzend erfundene Anordnung zum Lob der objektiven Eleganz des Gegenstandes. Man dachte an die alten Meister. Hier absoluter Subjektivismus. Wohl stand dem Maler ein vornehmes Milieu zur Verfügung; aber wir schließen es mehr aus der Art der Darstellung Renoirs als aus der ihm gegebenen Thatsächlichkeit. Er steht darüber. Nur von ihm scheint die Vision solcher Farben und Formen zu stammen. Er hielt der Wirklichkeit den Kristall seiner Anschauung hin.

Alles Entbehrliche (und dazu gehören hundert Schönheiten des früheren Bildes) wurde ausgeschlossen. Eine fast mathematische Formel entsteht. Zu ihrer Präzision trägt nicht der Farben Reinheit bei. Die Reinheit eines ganz unabhängigen Instinktes vollbrachte die Lösung.

Das Gemälde hängt in der Nationalgalerie als Pendant zu dem wenige Jahre vorher entstandenen Meisterwerke Manets „Dans la Serre“, mit den beiden starken Gestalten; und man kann bei der Betrachtung dieser beiden vollgiltigen Dokumente der beiden größten Meister der modernen Kunst den Umfang einer Anschauung ermessen, der man, etwas voreilig, einen Sammelnamen gab. Kaum ein Atom ist diesen Werken, deren Autoren bei ihrem Start einander ziemlich nah waren, gemeinsam. Zwischen Beiden ist nicht zu entscheiden. Manet läßt in seinem Werke königlich eine königliche Gabe. Seine Kraft steht auf dem Gipfel und seine Klugheit läßt nichts von ihr verloren gehen. Nichts von seiner unnachahmlichen Fähigkeit, mit einem Pinselstrich Leben zu geben, bewirkt die Schönheit des anderen Werkes. Velazquez und Rubens waren einander nicht näher. Hier ein ursprünglich ganz lyrisches Gestalten, dessen Art nur selten intellektuellen Entscheidungen zu gehorchen pflegt und dem gerade die klare Einsicht in seine Zwecke das Endgiltige einer klassischen Form verheißt. Dort gewaltige Natur. Manets Werk ist elementarer. Stolz weist es jede Nachfolgerschaft zurück. Renoirs sublimere Menschlichkeit vermag die Nachwelt die Wege zu entnehmen, auf denen Andere mit gleichem Glück die Gaben läutern können.

Mit dem Einzug der Impressionisten in den Luxembourg, den Renoir als Testamentsvollstrecker des Stifters Gaillebotte nicht ohne harte Kämpfe mit den dunklen Geistern dieser Galerie durchgesetzt hatte, kam die Popularität, wenigstens in den pariser Kunstkreisen. Spät genug für ein Kind des Volkes. Der Rest von Europa brauchte ein Jahrzehnt, um dem Beispiel zu folgen, und heute noch theilt Renoir im Ausland das Geschick seines großen Vorgängers Delacroix: nur bedingte Anerkennung wird ihm. Man nennt ihn ungleich. Das Urtheil mag Recht haben; nur müßte man die Meister wissen, auf die es sich stützt. Gewiß lassen manche Bilder der achtziger Jahre die Struktur des Pinsels vermissen und der Mangel wird durch die Entölung vieler Farben noch vergrößert. Dadurch entsteht der Eindruck der Trockenheit, der, zum Beispiel, die „Mädchen am Klavier“ im Luxembourg empfindlich schädigt, weil er gewissen unvermeidlichen zeichnerischen Deformationen die weiche Hülle nimmt. In der Variante des selben Bildes bei Durand-Ruel ist dieser Mangel viel weniger bemerkbar. Bei manchen Bildern der letzten Zeit mag man nach dem Zweck der Wiederholung fragen. Aber hat Jeder, der diese und ähnliche Schwächen überlaut hervorhebt, eine Vorstellung von dem Umfang des Problems?

Julius Meier-Graefe.



Anzeigen.

Ostria. Kulturgeschichtlicher Führer durch Italiens Schänken von Verona bis Capri. Julius Hoffmann in Stuttgart.

„Nunc est bibendum!“ So sang Horaz um das Jahr Eins nach Christus, als die Deutschen, die über die Alpen kamen, noch einen deutschen Durst nach Italien brachten. „Nunc est bibendum“, nämlich: „vinum“, sang er; denn die Welt war jünger, ästhetisch durstiger. Noch kein Wasserapostel predigte damals, wie 1908: „Nunc est bibenda“ nämlich: „aqua“. Auch wars damals noch nicht Sitte unserer Italien durchziehenden Landsleute, in Rom, Neapel, Capri oder gar in Albalonga (Albano) und Tusculum (Frascati) nach der nächsten Kaffee- oder Limonadenbude zu fragen. Eheu! Das Alles ist anders geworden. Gott Bacchus, dem bis Goethe, Carducci, Scheffel die Menschheit gehuldigt, ist außer Mode, genau so wie bei unseren deutschen „Nesthuten“ Frau Venus. Der Kampf der Unnatur und Widernatur gegen das Natürliche, Schöne, Gesunde. Und auf den Trümmern der Bacchus- und Venusaltäre will dies Geschlecht von Homunculi, von Frosch- und Phiolenmännlein sein Spital für den „Normalmenschen“ bauen. Uns Anderen aber von der alten Schule, uns begeisterten und in der Begeisterung weisen und gemäßigten Jüngern des Bacchus, bleibt als Waffe die Beschwörung, die die Kirche gegen die Dämonen gebraucht: „Da Domine terrorem super bestiam quae exterminat vineam tuam . . .“ Eine ganze Reihe Doctorsfragen legt die neue Zeit dem Bacchusfreunde vor, der gen Italien pilgert. Probleme und Räthsel, wie die Sphinx sie den armen Wanderern nicht tragischer gestellt hat. Wo kehrt Du in Italien ein, um zu schmelzen wie ein Gott? Wo zechte der unsterbliche Horaz mit dem Rosenkranz im Haar, wo der unsterbliche Carducci, als er die Ode vom Monte Mario sang? Wo gehen die Geister der Fornarina, der schönen Faustina, wo die blutigen Gespenster der Borgia durch die Reihen, während die Becher kreisen? Wo würfeln Julius Caesar, Cicero und Catilina, lange vor dem großen Krach, um den Wischkrug Falerner, während die rothhaarige Saufeja mit dem Faunsgezicht ihnen (und uns) zuldächelt (denn Jussus, ihr Gatte, ist über Vand)? Ach, die Fragen hören nicht auf. Wie lauten die erhabenen Trinkerargumente des Philosophen Pantagruel? Wie die Gründe, weshalb der Becher, nach Dante, im Jenseits ein Leben der Herrlichkeit führen wird? Was sagt der Kneip-Barometer Martialis für Damen und Juvenals für Herren? Was riez die römische Trinkerweisheit des seligen Schloeger? Wo kneipte um 1300 das deutsche Corps in Bologna? Wo die deutschen Kaufherren in Venedig, wenn sie den durstigen Künstlern Lizian und Tintoretto und dem schlimmen Kretin unzählige Bullen bezahlten? Wo saß Sappho beim Skibobiz? Wo nahm Carolus Magnus in Turin seinen Abendtrunk? Wann steigt Liberius mit seinem Neffen Caligula vom Kaiserschloß zu Capri zum Geisterchoppen nach der „Käseknipe“ hinab? Auf diese und tausend andere Fragen wird die „Ostria“ erschöpfende Antwort geben. Wenn die Wassermänner sich darob ärgern und die Phiolenmännchen ihre Fischaugen rollen: desto besser. Die „Ostria“ hat dann ihren Zweck vollkommen erreicht: „Siocis omnia nam dura Deus proponit.“ (Horaz.)

Rom.

Dr. Hans Barth.

Lichtenbergs Schriften. Zwei Bände. Eugen Diederichs in Jena. 6 Mark.

Wären die deutschen Menschen Das, was sie immer sein wollten, so würden sie Lichtenberg als einen ihrer größten Schriftsteller verehren. Aber fragen Sie mal in einer Gesellschaft, wer ihn kennt! Kanzleiraths- und Offizierstöchter, die einen Literaturunterricht genossen haben, werden sich seiner dunkel entsinnen. Andere, die begeisterten Anhänger Absinth trinkender Vestheten (mit deutlichem ä zu sprechen) und in verbrauchten Erotismen schwelgender Baroninnen, haben nie von ihm gehört. Richtig. Er ist nicht klug genug gewesen. Im Ernst. Schlagen Sie ein Lesebuch nach, ob Sie Etwas von ihm finden. Also Sie merken? Ja, er war eben kein Patriot, daß er zum Hausdichter Wilhelms des Zweiten erhoben werden könnte. Der Verlag Eugen Diederichs, der uns Laines wundervolle Schriften verdeutschte ließ, der Baubemargues für das breitere Publikum verständlich machte, der die tief sinnigen Weisheiten des schlesischen Medikus Johann Scheffler wieder in Umlauf setzte, hat für eine Ausgabe gesorgt, die endlich mal mit der ekelhaften Notiz- und Anmerkunsmethode verstaubter Germanisten semitischen Ursprungs gebrochen hat. Man kann den Geist dieses seltenen Mannes wie eine köstliche Frucht genießen. Das irrlichtert über den Tiefen des Lebens mit dem höhnen Lachen der eisigen Wesen. Der göttinger Professor der Mathematik und Physik muß ein seltsam reicher Mann gewesen sein. Sein Wig war das Gewitter, das die schwefelnden Dünste der damaligen Literaturperiode reinigte. Ein Meisterwerk ist seine Schrift (die einzig größere) „Erklärungen der hogarthischen Kupferstiche“. Leider hat Lichtenberg kein Werk größten Stils hinterlassen. Seine skeptische Natur gerisarte die Dinge bis in die äußersten Feinheiten und schuf dann aekstfunkelnde Aphorismen. Goethes Worte über ihn tönen fortwährend in unseren Ohren. Ein Gedanke ist mir aufgefallen. „Es giebt wirklich sehr viele Menschen, die bloß lesen,

auf unjere Zeit

?

L. Heumann.

„admir“ ne „magi oeffnen oeffnen.“ Könnte man das magi so rean
anwenden? Auf die Zeit der Zeitungen und ihrer Fälscherkünste

Robert f

lin. Eine Mark.

Die Dinge in dem
Das war früher
den Ausdruck ein-
jedes urtheilende
Vorurtheilen traf.
er im Verschwin-
unge Unterdrücktes
iner Ansicht nach
streiter edlen Ger-
borgten und den
m nicht von allem
ie sich die Schrift
laß der „Affaire“
gt wurden. Auch
Praktisches Be-

Garden, Eulenburg und — Rolffe. Hermann Walther, Ber

Das Schriftlein hat sich zwei Aufgaben gestellt. Die eine:
ganzen Prosewitzwarr einmal beim rechten Namen zu nennen.
nicht möglich; als Frank Wedderkopp mußte ich noch ängstlich je-
mal, zweimal, dreimal wägen, weil immer zu besorgen stand,
Wort möchte mehr schaden als nützen, da es auf einen Wust von
heute sind diese Vorurtheile zum großen Theil verschwunden ob-
den begriffen. Und da konnte ich mir die Wollust erlauben, la-
endlich einmal herauszusagen. Das war auch nöthig. Denn me-
darf man nicht dem deutschen Volk und der Welt als typische Ber-
manenthames Leute anpreisen, die vom Helden nur den Gesfuß
kümmerlichen Leib stets in trägerische Kleider verdecken müssen, u
Volk auf dem Markt gehöhnt zu werden. Die zweite Aufgabe, d
stellt, ist eine Auseinanderlegung mit all den Thorheiten, die aus N
in der Presse und auch vor Gericht gegen Maximilian Garden gefa-
hier traf praktisches Bedürfnis mit innerem Bedürfnis zusammen

dürftig: denn ich muß zugestehen, daß ich mich in einem Punkt, seit die Brochure erschien, schon heute als widerlegt betrachte. Ich sprach in ihr die Hoffnung aus (zu der ich mich vielleicht mehr zwang, als daß ich sie wirklich hegte), daß der bessere Theil der Presse seine Stellung revidiren werde. Heute, nach Leipzig und den Presskommentaren dazu, hoffe ichs nicht mehr. Wenn Maximilian Harden auch in Allem und Jedem Recht und dreimal Recht behält: die Berliner Presse wird fortfahren, wie sie begann. Das ist bei dem geringen Ansehen, das sie nun einmal (ich sage trotz Allem: leider) genießt, vielleicht nicht allzu tragisch zu nehmen. Immerhin ist's doppelt nöthig, daß auch die glorreich toteschwiegene entgegengesetzte Meinung denen zu hören möglich gemacht wird, die nicht von vorn herein ihr Ohr verschließen wollen. Was vielleicht (ich wage nicht, zu urtheilen) sehr gesinnungstüchtig sein mag, auf jeden Fall aber außerordentlich thöricht ist.

Johannes W. Harnisch.



Weiße Kohle.

Die Abhängigkeit der Industrie von der Steinkohle wird um so drückender, je weiter das Monopol der Kohlenproduzenten sich ausdehnt. Auch der Gedanke an die Erschöpfbarkeit der Kohlenlager taucht wieder auf. Die Kohlengruben in Wales, zum Beispiel, sind heute schon so weit abgebaut, daß man ihnen kaum noch fünfzig Jahre Lebenszeit giebt. Deutschland braucht mit so kurzen Fristen nicht zu rechnen; muß aber zu rechter Zeit an die Erschließung neuer Kraftquellen denken. Der deutsche Süden hat, weiß ihm an Kohle fehlt, dem allgemeinen industriellen Fortschritt bisher extensiv nicht zu folgen vermocht. Auch dort sind manche Industrien auf der Höhe; im Ganzen aber hat das Land nicht den Wohlstand der eigentlichen Industriegegenden erreicht. Württemberg hat ein Berggesetz, das den privaten Bergbau lähmt. In Bayern sollte ein neues Berggesetz dem Staat die noch vorhandenen Kohlenfelder mit der Hilfe privaten Kapitals sichern. Die Sache war sehr schlau eingeschickelt. Man gab das Gesetz für einen Versuch zur Abwehr spekulativer Umtriebe aus und gewann dadurch den Beifall aller der Börse und der Spekulation feindlichen Elemente. Die Internationale Bohrergesellschaft in Erkelenz mußte sich böse Dinge sagen lassen. Und die Zweite Kammer des bayerischen Landtages nahm die Novelle an, obwohl gewichtige Persönlichkeiten der Industrie nachgewiesen hatten, daß dem Bergbau damit das Lobesurtheil gesprochen sei. Erst das Haus der Herren brachte die irrig geleitete „Intelligenz“ der Prannerstraße auf den rechten Weg. Die Herren Reichsräthe der Krone Bayern, die von manchen Gewaltigen um Herrn von Ortner als impotente Greise angesehen werden, waren klug genug, das Berggesetz zu Fall zu bringen. Damit ist dem privaten Bergbau freie Bahn geschaffen; fraglich bleibt nur, ob er in Bayern überhaupt noch abbauwürdige Kohlenlager findet. Bei dem größten bayerischen Bergwerkunternehmen, der Oberbayerischen Aktiengesellschaft für Kohlenbergbau in Riesbach, soll die nahende Erschöpfung einzelner Flöze immerhin schon fühlbar geworden sein.

Auf die Braunkohle werden große Hoffnungen gesetzt. Der Verbrauch von Braunkohle hat im letzten Jahr mehr zugenommen als der von Steinkohle. Qualitativ

steht die Braunkohle hinter der Steinkohle, die Einzelne Industrien, besonders das gesammte Eisengewerbe, nicht entbehren können. Eher könnte die elektrotechnische Industrie mit der Braunkohle auskommen. Nimmt der Braunkohlenkonsum beträchtlich zu, so kommt eine Preissteigerung; der Bestand an brauner Kohle ist kleiner als der gesammte (erschlossene und latente) Vorrath an schwarzer Kohle. Die Industrie muß heute aber die Verbilligung der Fabrikationmethoden anstreben. Deshalb gehört der weißen Kohle, dem Wasser, die Zukunft. Die Wasserkraft ist unter den Leben spendenden Faktoren der Industrie der wohlfeilste. Und ihre Ausnutzung ist zum wichtigsten Problem der Industrie geworden. Daß hier das an Kohlen arme Bayern vorangehen mußte, ist klar. Kein anderes Gebiet des Deutschen Reiches ist an Wasserkraft so reich wie der blaueißige Bundesstaat im Südosten, und wenn er mit dem Ruhm der rationellsten Ausnutzung dieser Kraft die Welt noch nicht erfüllt hat, so liegt Das wahrhaftig nicht am Wasser; vielleicht eher am Bier. Daß die augsbürger Textilindustrie, die am Westen renitrende deutsche Gruppe ihrer Art, nur mit Wasserkraft arbeitet, ist noch nicht bekannt genug. In Oberbayern ist die Isar die ergiebigste Kraftquelle. Noch vor fünfzehn Jahren war ihre Kraft fast völlig unausgenutzt. Erst der Siegeszug der Elektrizität hat das muntere Kind des Karwendelgebirges zu ernster Arbeit genöthigt. Im Anfang der neunziger Jahre wurde mit dem Bau der Isarwerke begonnen, die eine etwa sechs Kilometer lange Flußstrecke oberhalb Münchens zur Gewinnung elektrischer Kraft ausnutzen und heute über 12 000 PS verfügen, mit deren Hilfe sie vielen Ortschaften elektrischen Strom zuführen. Die Begründer der Isarwerke sind Jakob Heilmann und Wilhelm von Fink; sie haben das größte Privatunternehmen zur Ausnutzung der Isarkraft geschaffen. Auch die bayerische Regierung will jetzt für die Ausbeutung der Wasserkräfte sorgen. Sie hat Denkschriften und Projekte ausarbeiten lassen, über die im Landtag verhandelt wurde. Zunächst soll das Walchenseeprojekt in Angriff genommen werden. Major von Donat hat als Erster auf die Kräfte, die im Walchensee schlummern, hingewiesen und berechnet, daß man mit ihrer Hilfe alle bayerischen Eisenbahnen elektrisch betreiben könne. Donats Plan fand aber nicht den Beifall der Regierung; sie ließ ein eigenes Projekt ausarbeiten. Die Errichtung des Walchenseewerkes darf heute schon als beschlossene Sache gelten, wenn auch noch manches Jahr vergehen wird, bis der elektrische Strom aus der grünen Bergelnähe weit in die Lande hinein den Segen der weißen Kohle trägt. Die an ihre stillen Thäler gewöhnte Bevölkerung sträubt sich gegen die „Verschandlung“ des Walchensees und protestirt laut gegen die Schädigung ihrer rentabelsten Sommerfrischen. Aber der nüchternen und praktischen Geist des Industrialismus, der sich nun auch die Lenker des bayerischen Staates erobert hat, wird, zäh wie er ist, schließlich über den begreiflichen Wunsch, sich die Natur schön zu erhalten, den Sieg erstreiten. Behende Rechner und findige Köpfe haben den Nutzen der neuen Ära der weißen Kohle schon erkannt. Die Spekulation, die vor keinem Element Halt macht, hat sich des Wassers bemächtigt. In Insetaten werden verfügbare Wasserkräfte angepriesen; und die bayerische Regierung glaubt sich schon genöthigt, der Spekulation mit Wasserkraftkonzessionen schleunigst eine Grenze zu ziehen. Sie ließ amtlich bekannt machen, daß solcher Spekulation die „königliche Staatsregierung mit Nachdruck entgegenzutreten werde“. Die Konzession zur Ausnutzung staatlicher Wasserkräfte werde in der Regel nur ein bestimmter Unternehmer erhalten, der das ihm gewährte Recht nur mit staatlicher Erlaubniß auf

einen anderen Unternehmer übertragen darf; diese Erlaubniß sei stets zu versagen, wenn es sich um spekulative Absichten handle. Der bayerische Staat will die einzige Kraftquelle, die noch nicht monopolisiert ist, dem spekulativen Privatunternehmer nicht ausliefern. Die üblen Folgen, die aus dem Privatmonopol des Rheinisch-Westfälischen Kohlen Syndikates durch dessen Preispolitik entstanden sind, erklären, warum Mancher lieber ein staatliches Monopol sähe. Ob Bayern ernstlich daran denkt, die Vertheilung der Wasserkraft und des elektrischen Stromes pro fisco zu monopolisieren, ist noch zweifelhaft. Alle Gerüchte, die von der Absicht eines bayerischen oder gar Reichsmonopols für Elektrizität sprachen, sind dementirt worden.

Die weiße Kohle wird siegen; nicht nur die Industrie bedarf ihrer, sondern auch die Landwirtschaft, das Schoßkind aller Regierungen. Der vom Landwirth bebauten Boden konsumirt stickstoffhaltige Düngemittel. Die zur Verfügung stehenden Stickstoffquellen sind Ammoniak, Salpeter und Kalkstickstoff. Der Salpeter steht vornan. Im Jahr 1906 wurden in Deutschland für Düngezwecke allein rund 450 000 Tonnen Chile-Salpeter im Werth von 100 Millionen Mark verbraucht. Chile ist das einzige Land, wo abbauwürdige Salpeterlager zu finden sind. Da läßt sich absehen, daß die natürlichen Salpetervorräthe eines Tages zu Ende gehen. Ob die chilenischen Vorkommen in dreißig oder in fünfzig Jahren aufgezehrt sein werden: diese Frage mag die Geologen kümmern. Jedenfalls wird es in relativ kurzer Zeit keinen Salpeter mehr geben. Der Preis wird um so höher werden, je näher das Ende heranrückt; und daß die Qualität des Produktes bei fortschreitendem Abbau nicht besser wird, ist anzunehmen. Schon heute ist Deutschland an dem Weltkonsum, der in dem (im April beginnenden) Salpeterjahr 1½ Millionen Tonnen betrug, mit einem Drittel theilhaftig. Und von diesem Drittel entfallen wieder 75 Prozent auf die Landwirtschaft, während der Rest hauptsächlich von den Pulver- und Sprengstofffabriken verbraucht wird. Die Militärverwaltung ist also, wie die Landwirtschaft, für die Beschaffung eines zum Zweck der Landesverteidigung wichtigen Rohmaterials auf das Ausland angewiesen. Das ist kein erfreulicher Zustand. Die Technik hat sich mit dem Problem der Gewinnung künstlichen Salpeters beschäftigt und die Experimente hatten Erfolg. Salpetersäure wird mit der Hilfe der atmosphärischen Luft erzeugt; es handelt sich darum, zwischen dem Stickstoff und dem Sauerstoff der Luft eine chemische Verbindung herzustellen, deren Niederschlag Salpetersäure ist. Das Verfahren erfordert hochgespannte elektrische Ströme; um die neue Industrie nun rentabel zu machen und ihr ein weites Gebiet zu öffnen, sind billige Kraftquellen erforderlich. Da kann wieder nur die weiße Kohle helfen. Die Badische Anilinfabrik hat zuerst ihr Augenmerk auf Deutschland gerichtet, um dem eigenen Lande die großen Chancen der Salpeterindustrie zu sichern; und wieder wurde an Oberbayern gedacht. Die Badische Regierung will an der Alz, dem Abfluß des Chiemsees, ein großes Werk errichten, an das eine Salpeterfabrik angeschlossen werden soll. Die zu gewinnende elektrische Energie würde im Anfang etwa 40 000 elektrische PS betragen und später auf 55 000 PS gesteigert werden. Die Anlage an der Alz würde endlich auch die Regulirung des Flusses bewirken, die schon seit hundert Jahren nöthig war, trotz wiederholten verheerenden Hochwasserchäden aber nie erfolgte, weil weder die Alzthaler noch die in München Regierenden zu einem Entschluß kamen. Nun will die Badische Anilinfabrik, ein, wie bekannt ist, sehr stark fundirtes und sehr klug geleitetes Unternehmen, die Sache machen

und dem Staat, der Landwirtschaft und der Gemeinde große Vortheile beschereu. Man sollte meinen, da könne nicht schnell genug zugegriffen werden. Quod non. Die Sache kommt nicht vom Fleck. Der Fiskus zögert wohl noch, weil er Konzessionen bei den von der Gesellschaft zu leistenden Abgaben für die Benützung der Wasserkraft machen soll; und die Gemeinde fürchtet offenbar die neue Fabrikstadt, die an den Ufern der Aiz entstehen würde. Staatsminister Graf Crailsheim, vor Podewils Bayerns Ministerpräsident, hat die Schwierigkeiten, die gerade das politisch-konfessionelle Moment schaffen würde, vorausgesehen. Er sitzt jetzt dem Aufsichtsrath der Babilischen Anilinfabrik vor. Mit diesem liebenswürdigen Staatsmann habe ich mich einmal über das geplante Unternehmen an der Aiz unterhalten und den Eindruck mitgenommen, Graf Crailsheim sei nicht ganz sicher, daß die Schwierigkeiten schnell zu überwinden sein werden. Doch Bayern darf sich den Ruhm nicht entgehen lassen, als erster Bundesstaat der Salpeterindustrie eine Stätte bereitet zu haben. Auch die von der Firma Siemens & Halske gemeinsam mit der Deutschen Bank in Berlin errichtete Cyanid-Gesellschaft (die in der Nähe von Bromberg die Wasserkraft der Bräse ausnützt) will an der Aiz eine Fabrik bauen. Ein Beweis für den Werth der Aizkraft. Wenn die bayerische Regierung sich zu modernem Geiße bekennt, kann ein von der Welt noch völlig abgechiedenes Flußthal schnell zum Mittelpunkt einer verheißenden Industrie werden. Das Ziel mag den zu einem Anachoretendasein verurtheilten Baugenossen fürs Erste vielleicht nicht sehr lockend erscheinen; wenn sie aber an die wirtschaftlichen Vortheile denken, die jeder Ort durch den Zuzug von Arbeitern erhält, so werden sie den Wunsch, ihre sterile Ruhe zu behalten, bald aufgeben. Die billigen Wasserkräfte des Auslandes könnten der deutschen Industrie nicht zu unterschätzende Konkurrenz machen. Die Unternehmer, die eine ergiebige Wasserkraft brauchen und sie im Inland nicht finden können, werden ihr Glück draußen versuchen. Die Babilische Anilinfabrik hat schon gethan. Gemeinsam mit einem norwegisch-französischen Konjunktum hat sie vor Jahr und Tag ein großes Aktienunternehmen in Norwegen gegründet (Norsk Hydroelektrisk Kvikstoffsabrikfab), das Salpeter mit Hilfe des Stickstoffs der atmosphärischen Luft herstellt. Die Gesellschaft arbeitet mit einem Grundkapital von etwa 40 Millionen Mark und verfügt über 300 000 Pferdekkräfte, die nach und nach für die Salpetergewinnung ausgenützt werden sollen. Im Juli wird die erste Anlage von 40 000 PS in vollen Betrieb genommen. Das Unternehmen ist an einem Syndikat beteiligt, das die Konzession zum Ausbau einer kanadischen Wasserkraft von 350 000 PS erhalten hat. Im Ausland bemüht man sich offenbar, der neuen Salpeterindustrie vorwärts zu helfen. So hat die Bankfirma Sager & Woerner in München sich um die Konzession zur Erbauung eines Elektrizitätswerkes am Eisad (bei Bogen) beworben, um dort eine Salpeterfabrik mit 30 Millionen Kronen Kapital zu errichten. Warum ist die bayerische Firma nicht im Lande geblieben, wo es doch genug unausgenützte Wasserkräfte giebt, sondern hat sich nach Oesterreich gewendet? Die bayerischen Staats- und Gemeindefürker sollen die Gelegenheit, sich eine Industrie zu schaffen, nicht, halbtöner Bedenken wegen, ungenützt lassen. Rasch müssen sie handeln. Der Eroberungszug der weißen Kohle hat begonnen und eine Kraft, die noch billiger ist als das Wasser, wird man unter der Sonne fürs Erste wohl nicht finden.

Ladon.

Max Ulrich & Co., Kommanditgesellschaft auf Aktien.

Bankgeschäft, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 45.

Fernsprecher: Amt VII

No. 675 Direktion.

" 7513 Kasse u. Effektenabteilung.

" 7914

" 7915

" 7916

Kuxenabteilung.

Telegramme: Ulrichs.

Reichsbank-Giro-Konto.

Ausführung aller ins Bankfach einschlagenden Geschäfte.

Spezial-Abteilung für Kuxe und unnotierte Werte.

9-1 und 3-5 Uhr.

**„Euryplan“** Doppel-Anastigmat

F. 4.5, F. 4.5, F. 6, F. 4.5

D. S. P. 135742, Nr. 87042

Katalog gratis

Berlin SO. 36, Reichenberger-Strasse 121 E.

Schulze & Billerbeck**GRIECHISCHE HAUTPFLEGE****Prof. Dr. Schleich's
Wachspastenpräparate**

Berlin SW. 61

Gneisenastr. 109/110 „Jahreshof Biele-Altstadt“

Wachspasta Dose von Mk. 1,30 an.**Kosmet. Hautcrème** Tube 60 Pfg. und 1,- Mk.**Wachsmarmor-Seife** 1/2 Kilo 80 Pfg.

1 Kilo 1,50 und 1,75 Mk.

Wachspasta-Seife

Erhältlich in Apotheken, Drogerien, Parfümerien.

Man erbittet kostenlos Broschüre **Σ**.Gegr. 1880. **Otto A. Koch Nachf.** Inhaber **George Koch**

Berlin C2., Spandauer-Brücke 8.

Elegante Damenhüte

Auswahlendungen auch nach Ausserhalb. Referenzen erbeten!



Reiseartikel, Plattenkoffer, Lederwaren, Necessaires, echte Bronzen, kunstgewerbliche Gegenstände in Kupfer, Messing und Eisen, Terrakotten, Standuhren, Tafelbestecke, Tafelservice, Beleuchtungskörper für Gas und elektrisches Licht

gegen monatliche Amortisation.

Erstes Geschäft, welches diese feinen Gebrauchs- und Luxusartikel gegen erleichterte Zahlungen liefert. — Katalog B.K. kostenfrei. — Für Beleuchtungskörper Spezialliste.

Stöckig & Co., Hoflieferanten

Dresden-A. 1 (für Deutschland). Bodenbach 2 i. B. (für Österreich).

BUSCH-Hand-Kameras mit Busch-Objektiven.

Besondere NEUHEITEN 1907.

Agob Citkam
Roia Spiegelreflex
Roia Stero Nettel
Mk. 37.— bis 365.—



Zu beziehen durch alle photogr. Handlungen. Kataloge 1908 gratis und franko.

Rathenower Opt. Ind.-Anstalt, vva. Emil Busch, A.-G. Rathenow.

M. Marx & Co. Foreign Bankers

(An- und Verkauf von an der Londoner Börse gehandelten Wertpapieren. Auskünfte kostenfrei.)

London E. C.

Gresham House Old Broad Street.



Telegraphic Address:
Offerendos, London.



Die grösste Erleichterung in heisser Zeit bietet

Schiessers Abhärtungswäsche aus Ramie



Schiessers Abhärtungswäsche

weil sie luftdurchlässig ist, Transpiration mindert, nicht klebend anliegt und bei Zugluft und schnellem Temperaturwechsel Erkältungen verhütet.

Auskunft über Niederlagen und Muster sowie Gutachten etc. gratis und franko durch den Fabrikanten

Jaques Schiesser, Radolfzell W. (Baden)

Zur gefl. Beachtung!

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt bei der Verlagsbuchhandlung E. A. Seemann in Leipzig betreffend

Deutsche Malerei des 19. Jahrhunderts

100 Gemälde deutsch. Künstler d. verflorenen Jahrhunderts in farbig. Wiedergabe. Wir bitten dem Prospekt freundl. Beachtung schenken zu wollen.

London & Paris Exchange, Ltd.,

DEUTSCHES DEPARTMENT.

BASILDON HOUSE, Moorgate St., LONDON, E. C.

EFFEKTENBANK.

Kulante und gewissenhafte Bedienung kontinentaler Kapitalisten und Spekulanten.

An- und Verkäufe aller in London marktgängigen Werte ohne Kommission oder Kurtage. — Kassa- und Zeitgeschäfte.

Eröffnung spekulativer Konti und Erteilung von Prämienrechten auf alle im Verkehr des Instituts gangbaren Werte, speziell Amerikaner, (Kupfer- und Diamantwerte, sowie Südafrikaner).

Vorschüsse auf alle marktgängigen Papiere zu günstigsten Bedingungen.

Reklamierung der englischen Einkommensteuer.

Incasso von Dividenden-Cheques spesenfrei und alle das Effekten-geschäft berührenden Transaktionen zu günstigsten Bedingungen.

Zuverlässiger Informationsdienst.

Kostenfreie Effektenüberwachung.

Erstklassige englische und kontinentale Referenzen stellt das Institut zur Verfügung.

Auf Wunsch sendet die London and Paris Exchange, Ltd., jedem Kapitalisten zur Information über das Londoner Effekten-geschäft und die Bedingungen des Instituts ein Handbuch **kostenfrei** zu:

„ANLAGE UND SPEKULATION.“

(2. Auflage.)

Die Deutsche Nafta-Gesellschaft m. b. H.

Berlin W.9 Potsdamerstr. 129/130 Ecke Eichhornstr.

Fernsprecher: Amt VI, 1906, 1907. Telegr.-Adr.: Naftabrutto Berlin

Zweigniederlassungen: Amsterdam, Drohobycz

empfiehlt die von ihr neugeschaffenen

Nafta-Brutto-Zertifikate

Man verlange gratis Prospekt und Wochenschau!

BANK-ABTEILUNG

An- und Verkauf von Wertpapieren, Konto-Korrent-Verkehr. Sämtliche anderen bankgeschäftlichen Ausführungen. Billigste Spesenberechnung.

PRODUKTEN-ABTEILUNG

Lager in Berlin und allen grösseren Städten Deutschlands von: Petroleum für Beleuchtungs- u. Beheizungs-zwecke, sämtlichen Benzingattungen: Hydrür-, Gasolin-, Automobil-, Apotheker-, Wasch-, Extraktion-, Motoren- und Lackbenzin. Alle Gattungen von Maschinen- und Schmierölen. Ganz besonders empfehlen wir die Marken: „D. N. G.“ Automobil-, Spindel- und Vulkan-Oele.

ROHÖL-ABTEILUNG

Ersatz für Kohlenfeuerungen. Unser technisches Bureau erteilt kostenlos ausführlich Auskunft über die Verwendung des Rohöls als Heizmaterial für alle industriellen Zwecke. Man verlange kostenlose Voranschläge über Aenderung der Feuerungsanlagen zwecks Rohölverwertung. Rohöl und Gasöl zu Karburierungszwecken.

Jede Auskunft kostenlos und bereitwilligst.

	Berliner-Theater-Anzeigen	
--	----------------------------------	--

Deutsches Theater

Anfang 8 Uhr.

Vaudeville-Ensemble unt. Ltg. von

Viktor Arnold und Hans Wassmann

Gastspiel: **Sári Fedák** in**Die Brettgräfin.****Kammerspiele.**Ensemble-Gastspiel unt. Leitung von
Berthold Held.**Der Tugendwächter**Hierauf: **Im Unterseeboot**
(Sommerpreise).**Friedr. Wilhelmsst. Schauspielhaus**Freitag, den 19./6. 8 U. **Im weissen Rösel.**Sonabend, den 20./6. 8 U. **Premiere****Der Stabstrompeter.**

Sonntag, den 21. und Montag, den 22./6. 8 U.

Der Stabstrompeter.

Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.

Das muss man seh'n!Grosse Revue in 4 Acten (14 Bildern) von
Jul. Freund. Musik von Victor Hollaender

Guido Thielscher a. D.

Henry Bender

Jos. Joseph

Fritzi Massary

Fritzi Schenke usw.

Chat noir

Friedrichstr. 165 Ecke Behrenstr.

Dir. R. Nelson. Tögl. 11—2 Uhr Nachts.

Gast-

spiel **Mela Mars**und **Béla Laszky**

Ida Perry, Willi Hagen etc.

Restaurant und Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

— **Treffpunkt der vornehmen Welt** —

Die ganze Nacht geöffnet.

Künstler-Doppel-Konzerte.

S e c e s s i o n

Kurfürstendamm 208 209.

Geöffnet täglich 9—7 Uhr. Eintritt 1 M. Sonntags von 2 Uhr ab 0,50 Mk.

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zelle 1,00 Mk.

Fay's ächte Sodener Mineral-Pastillen

Überall zu haben. Preis 85 Pf. pro Schachtel.

Bismarck-Schwarz
Königsberg

Gegen Husten & Heiserkeit.

Berliner-Theater-Anzeigen

Kleines Theater.

Freitag, den 19. Sonnabend, den 20. Sonntag, den 21. Montag, d. 22., Dienstag, d. 23., 8 U.

2 mal 2 = 5.

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Schriftstellern

bietet sich vorteilhafte Gelegenheit zur
Publikation Ihrer Arbeiten in Buchform.

Anfragen an den Verlag für Literatur, Kunst
und Musik, Leipzig 61.

Neues Operetten-Theater

Schiffbauerdamm 25.

Freitag, den 19. Sonnabend, den 20. Sonntag, den 21. Montag, den 22., Dienstag, d. 23., 8 U.

Der Mann mit den drei Frauen.

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Victoria-Café

Unter den Linden 46
Größtes Café der Residenz
Sehenswert.

Deutsche Schiffbau-Ausstellung

BERLIN 1908.

Ausstellungshallen am Zoologischen Garten

Juni—Oktober

Donnerstag Elite-Tag

Täglich von 10 Uhr Vormittags bis 10 Uhr Abends geöffnet

Schriftsteller

Bekanntester Verlag überl. literar. Werke aller
Art. Trägt teils die Kosten. Auss. günst.
Bedingungen. Offerten sub. Z. G. 500. an
Haasenstejn & Vogler A.-G., Leipzig

In 4. Auflage 1906 erschienen:
Der Marquis de Sade

und seine Zeit.

Ein Beitr. z. Kultur u. Sittengeschichte
d. 18. Jahrhunderts. m. bes. Bezieh. z. d. Leber v. d.

Psychopathia Sexualis

von Dr. Eugen Dührren.

573 S. Eleg. br. M. 10. —, Leinwbd. M. 11,50.

Ferner in 7. Auflage:

Geschichte d. Lustseuche

im Altertum nebst ausführl. Untersuch. üb.
Venus-u. Phalluskult., Bordelle, Nerosus, Thelema,
Päderastie u. geschlechtl. Ausschweifgen.
d. Alten. Von Dr. J. Rosenbaum. 435 Seit.
Eleg. br. M. 6. —, Leinwbd. M. 7,50. Prospekt
u. Verzeichn. üb. liter. u. sittengesch. Werke gratis.
H. Barsdorf, Berlin W 99, Landshuterstr. 2.

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten
wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften
Vorschlags hinsichtlich Publikation Ihrer
Werke in Buchform, sich mit uns in Ver-
bindung zu setzen.

21/22 Johann-Georgstr. Berlin-Halensee,
Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).

Sieben erschienen:

Die Bibliothek d. Bücherfreundes 1908 Nr. 1
Kunstgeschichte

Anatomie für Künstler, Architekturbau, Aus-
stellungswerke, Kataloge, Galleriewerke,
Sammelmappen, Handzeichnungen, Biogra-
phische Werke, Künstlermonographien, Künst-
lermappen, Radierte Werke, Exlibris-Publi-
kationen, Kunstlexika u. Jahrbücher, Kunst-
geschichte, Geschichte d. Malerei, Kupferstich,
Holzschnitt, Landhaus u. Garten, Woh-
nungskunst, Miniaturmalerei, Moden und
Kostümwerke, Skulptur, Technik d. Malerei,
Zeichenkunst, Kunstzeitschriften, Kunstge-
werbe, Japan, Illustr. Werke, Bibliophilien-
bücher, Luxusausgaben.

Zusendung erfolgt gratis u. franko.

Gilhofer & Ranschburg,

Buchhändler und Antiquare.

WIEN I, Bogennergasse 2.



KRANKEN-

Fahr- und Ruhestühle,
versollb. Korkkissen etc.

R. Jaekel,

München, Sonnenstrasse 23.
Berlin, Markgrafenstr. 20.
Preisliste IV gratis u. franko.



Saalecker Werkstätten Zweig Berlin
 Viktorlastr. 23 (b. d. Potsdamer Brücke)
AUSSTELLUNG v. ARCHITEKTUR-MODELLEN
SAALECKER MÖBEL VON
PROF. SCHULTZE-NAUMBURG
 Beleuchtungskörper — Uhren — Stoffe — Teppiche. Freie Besichtigung.

Sanatorium Dr. Hauffe Ebenhausen

Obb. bei München

Physikalisch-diätetische Behandlung

für Kranke (auch bettlägerige) Rekonvaleszenten u. Erholungsbedürft. Beschränkte Krankenzahl.

Meiningen

Betriebszeit: „Frühjahrskuren“.

Sanatorium für Nervenkrankte und Entzweiungskuren. Modern nach physik.-diätetisch. Prinzip geleitet mit Familienanschluss unter dauernder psychischer Beaufsichtigung. Beschränkte Besitzer: Nervenarzt Dr. med. C. A. Passow.

Dr. Möller's Sanatorium

Brosch. fr. Dresden-Loeschwitz. Prosp. fr.
Diätet. Kuren nach Schroll.

Nervenschwächen der Männer
 Ausführliche Prospekte mit gerichtl. Urteil u. ärztl. Gutachten gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 73.

Magnetische Heilpraxis.

Ausführliche Prospekte gratis und franko.

R. Richter,

Dresden A. 18. Bönißchplatz 18.

Stottern

de zahlen 3—6 Monate nach Heilung, best. Garantie. **C. Buchholz,** Hannover 2, Badeweg 14.

Dr. med. Georg Bayer's Spezialanstalt

für Zuckerkrankte

Dresden - A. Ausführliche Prospekte frei.

Diabetes-Bauer

Koetzschenbroda-Dresden.
 Sommer- und Winter-Kuren.

Sanatorium
Schloss Ueberlingen
 am Bodensee in Baden
 540 m. über dem Meer in herrlich waldreich. Lage, mit Alpenpanorama. Auch zur Erholung u. Nachkur. Physikal.-diätet. Heilweise nach Dr. Lahmann. Grosse Luft-Sonnen- u. Seebäder. Das ganze Jahr offen. Prosp. frei.

Im „Virgil“-Verlag, Berlin W., Kantstr. 8/9
 in der Sammlung „Persönlichkeiten“ soeben erschienen:

Maximilian Harden

von P. Wiegler. — 6.— 10. Tausend.

Neue Originalaufnahmen und textlich erweitert.
 Preis 30 Pfg. — Vorrätig in allen Buchhandlungen.

OPEL

Rüsselsheim a. M.
Nähmaschinen
Fahrräder
Motorwagen
Man verlange Preisliste.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW 7.

Apostata

von **Maximilian Harden.**

7. bis 8. Tausend. 2 Bände à Mark 2.—.

Inhalt vom I. Band: Phrasien. Die Schalkkonferenz. Kollege Bismarck. Opa. Genosse Schmalfeld. Franco-Lusse. Der Fall Klausner. Die beiden Horn. Der korsische Parvenu. Der heilige O'Shea. Nicás und Erlurt. Mahadó. Die ungehaltene Rede. Eine Mark Fünzig. Trüffelpurée. Verein Oelzweig. Sommerfeld's Rächer. Suprema lex. Wie schätze ich mich ein?

Inhalt vom II. Band: Bei Bismarck a. D. Lessings Doublette. Maupassant. Der Fall Apostata. Gekrönte Worte. Dieromantische Schule. Menuet. Sio-Ma-Thsian. M. d. R. Eroica. Der ewige Barrabas. Sem. Dynamistik. Der 2. Bund. Kirchenvater Strindberg. Der Entenleich.

Jeder Band 87. 14 Bogen elegant broschiert. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Dr. med. Werter

zeigt in seiner soeben erschienenen Schrift, die für 56 Pfg. im geschlossenen Brief (auswärts 70 Pfg.) durch J. Muret & Co., Berlin NO 18. e. zugesandt wird; wie der geschw. Mann neue Lebensfreude gewinnen u. sein Nerven-System wieder kräftig kann.

Cabinet-Comet
Graeger-Sect
Gold & Silber
Zu beziehen durch die Weinhandlungen
Carl Graeger
Sect-Kellerei
Hochheim a. M.

Buchführung!

Um meine preisgekrönte Buchführung schnell einzuführen, erteile ich $\frac{1}{2}$ Jahr lang den Unterricht brieflich

gratıs.

Preis der Lehrmittel für einf. M. 4.50, für dopp. M. 6.50. C. Janes, Lehranstalt, Hamburg, B. Ströbhauser 6.

Ehe-schliessungen **England**
rechtsgiltige, im
Prosp. fr.; verschlossen 50 Pfg.
Brock & Co., London, E. C. Queenstr 90/91.



Nur der Stempel „O. Z.“ garantiert für den Original-Kneifer der Orthozentrischen Kneifer Gesellschaft m. b. H. Dieser Kneifer ist geschützt

durch viele Auslandspatente und D. R. G. M. Alleinverkauf nur: Orthozentrische Kneifer Gesellschaft m. b. H., Potsdamerstr. 132.

Vorsicht! nicht Ecke Eichhornstrasse!

Bestellungen
auf die

Einbanddecke

zum 62. Bande der „Zukunft“

(Nr. 14—26. II. Quartal des XVI. Jahrgangs)

elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Pressung etc. zu 2 Freie von Mark 1.50 werden von jeder Buchhandlung od. direkt vom Verlag der Zukunft, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a entgegengenommen.

MORPHIUM Entwöhnung absolut zwanglos und ohne Entbehrungerscheinung. (Ohne Spritze.)
Dr. F. Müller's Schloss Rheinblick, Bad Godesberg a. Rh.
 Modernstes Specialsanatorium.
 Aller Comfort. Familienleben.
 Prosp. frei. Zwanglos. Entwöhn. v.

ALKOHOL



Stuttgarter
 Lebensversicherungsbank a. G.
 (Alte Stuttgarter)

Gegründet 1831.

Alle Überschüsse gehören den Versicherten.

Versicherungsbestand	820 Millionen M.
Seither für die Versich. erzielte Überschüsse	156 Millionen M.
Überschuss in 1907	10,8 Millionen M.

Unverfallbarkeit Weltpolice Unanfechtbarkeit

Dividende für die Versicherten nach 3 Arten. Darunter steigende Dividende nach vollständig neuem System (Rentensystem). Je nach der Versicherungsdauer  Dividendensteigerung  bis auf 100% der Prämie und mehr.

Der Kaiserhof Berlin

am Wilhelm- und Zietenplatz

Das schönste und komfortabelste Hotel der Welt

Grand Restaurant Kaiserhof

Grillroom Kaiserhof

Grosse Halle, Kaiserhof

Five o'clock Konzert 4 $\frac{1}{2}$ -6 $\frac{1}{2}$

Festsäle, Kaiserhof

Säle und Salons für Hochzeiten
und Festlichkeiten

Kurhaus Heringsdorf (Kaiserhof)

Mittelpunkt des vornehmen Badelebens.

Sommer-Saison vom 1. Juni bis 30. September.

Hillmanns Hotel Bremen

Das vornehmste Haus am Platze.

„Morgen“

Begr. von

Rich. Strauss/W. Sombart/
Georg Brandes / Richard
Muther u. unt. Mitwirkung v.
H. v. Hofmannsthal

Berlin W. 35, Steglitzerstr. 69.

Heft 50 Pf. Quartal 6 M.

Probenummer gratis.

Aus dem Inhalt v. Heft 25 v. 19./6.

Reval

Karl Jentsch: Englische Staats-
männer.

H. v. Hofmannsthal: Ritt durch
Phokis.

David Kolgen/Ludwig Gurlitt/
Bruno Buchwald.

Societät Berl. Möbel-Tischler

Ad. Tilzer, Jerusalemer Kirche 3, Berlin SW.

Möbel für vornehme Wohnungs-Einrichtungen

Ausstellung stilgerechter Wohn-, Speise- und Schlafzimmer in den neuesten Holzarten.
Lager aller Kunstmöbel. Polstermöbel. Dekorationen.

Elektrische Kuren

eine Reform-Naturheilkunde
Sommer- u. Winterkuren
Prospekte gratis und franko
J. G. Brockmann
Dresden A3, Maximilianstr. 5.

Photograph. Apparate

Neueste Modelle mit erstklassiger
Optik renommierter optischer
Firmen zu Original-Preisen.

Epochemachende Neuheit:
Auto-Klappapparat, beim Öffnen
selbsttätig, sofort gebrauchsfertige
Einstellung.

Bequemste Teilzahlung
ohne jede Preiserhöhung.
Binocles und Ferngläser.
Illustrierte Kataloge kostenfrei.

Schoenfeldt & Co.

(Inhaber Hermann Roscher)
Berlin SW., Schöneberger Str. 9.

Original Englische Arbeit



Keine Fabrik in Deutschland

Im herrlichen Zackental!

Wohnung, Verpflegung, Bad u. Arzt
pr. Tag von M. 10.— ab.

„Sanatorium Zackental“ (Camphausen)

Bahnlinie: Warmbrunn-Schreiberhau, Td. 22.

Petersdorf im Riesengebirge (Bahnhofstation)

für chronische innere Erkrankungen, neu-
raschenische u. Rekonvaleszenten-Zustände,
Dilata-tische, Neuronen- u. Entzündungskuren.

Für Erholungssuchende, Wintersport.
Nach allen Erregungseigenschaften der
Neuzzeit eingerichtet. Windgeschützte,
nebelfreie, nadelholzreiche Lage. Seehöhe
450 m. Ganzes Jahr besucht. Nahrung
Dr. med. Bartsch, dirig. Arzt da-
selbst oder Administration in
Berlin S.W., Ackerstr. 118.

Zerreiss die Binde

und schau mit hellen Augen in Dicht Zur
Selbstkenntnis in einem tieferen Sinne
führen die von gebildeten Menschen begeistert
aufgenommenen Charakterbeurteilungen
von P. P. L. Schon seit 1890 liefert P. P. L.
großartige Seelen-Analysen nach Schrift-
stücken. Ihre Charakterstudie wird ermög-
licht, wenn Sie zunächst brieflichen Antrag
auf **Gratis-Prospekt** stellen bei
P. Paul Liebe, Schriftsteller, Augsburg 1.

Henkell Trocken

